BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Von den Schaafen, von ihrer Natur, ihren Krankheiten und den Heilmitteln dagegen Nebst einem Anhang von den Krankheiten und Seuchen des Hornviehes und der Schweine

Leipzig 1799

A.vet. 84
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10252431-5
VD18 15321681

A. vet.
84

<36622262650018 S

<36622262650018

Bayer. Staatsbibliothek

Med. vet. 84.

Medic. Vete.

~~Dissertation~~

74

Von den Schaafen,

von

ihrer Natur, ihren Krankheiten

und den

Heilmitteln dagegen.

R

Nebst

einem Anhang

von

den Krankheiten und Seuchen des Horn-
viehes und der Schweine.

A. FABER P. I. B.

Leipzig. 1799.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Von der Natur der Schaafe.

Das erste Ursprungsgeschlecht der Schaafe ist uns unbekannt, wir wissen nicht, woher sie kommen, wo sie zu Hause sind, wir kennen ihr Vaterland nicht; wir wissen nicht, ob sie Originalthiere, oder ob sie Bastarten von andern Thieren sind, wir betrachten sie aber mehr als das erstere.

Dies können wir sagen, daß sie in ihrem Ursprung eben so wie andere wild gewesen seyn müssen, gewis aber ist es: daß der Himmelsstrich, den ihnen die Natur angewiesen hat, milde gewesen seyn mus; daß unsre Schaafe der Ursprungsrase gar nicht gleichen, daß sie durch unser Verhalten, Nahrung, Wartung und Pflege, ihre Natur verändert und verderbt haben.

Wäre das Ursprungsgeschlecht so weich, so schlapp, so furchtsam gewesen, hätten sie so wenig Stärke, wie unsere gehabt, sie würden auch unter dem gelindesten Himmelsstrich zu Grunde gegangen seyn.

Die Widder streiten nicht miteinander, sie eifern nicht — die Mütter sehnen sich nicht nach fremden Widdern. —

Die besten Arten Schaafe sind die Spanischen und Englischen. Die ersten sind es wegen der Feinheit, die leztern wegen der Feinheit und Länge der Wolle.

Ein Widder von der besten Gattung in Spanien kostet 100 Dukaten. In England 40. 50. 60. auch 80 Pfund Sterling. In dem einen und dem andern dieser Reiche haben die Schaafe einen außerordentlichen Werth. Ein Mensch, der auf der Weide eines muthwillig verlezt, wird sehr schwer gestraft. Schaafdiebe werden des Landes verwiesen, oder auf Galeeren geschickt. Man betrachtet diese Thiere als eines der reichsten Landesprodukte. Theils wegen der Wolle, theils wegen dem Fleisch. Die erste wird höher als Seide geschäzt.

Um sowol dem Fleisch als der Wolle die besten Eigenschaften zu geben, werden sie nicht

wie

wie bei uns genüzt. In England werden die Schaafe nicht gemolken, und des Jahrs nur einmal geschoren. Dieserwegen ist auch in England die Wolle so lang; unsere Schaafe aber verlieren die Wolle, wenn sie nicht geschoren werden — sagen unsere Eigenthümer. — Es ist wahr; allein! sie werden auch bei uns nicht so rein gehalten wie in England. Sie sind schmutzig. —

Nach den englischen und spanischen Schaafen sind die schwedischen und großen flanderischen die besten. Die ersten liefern 6 - 7 Pfund Seidenwolle in einem Jahr bei dem gewöhnlichen Scheren.

Ausser den bisher gedachten Reichen ist kein Land bekannt, wo man solche feine Rasen und verständige Schaafzüchter antrift. Ob das Verfahren der Griechen und Römer — die Schaafe zu kleiden — nüzlich gewesen ist, laß' ich den Schaafliebhaber beurtheilen. Bei unsern teutschen Schaafen würde es wohl nicht der Mühe lohnen, ihre Körper zu bedecken. Diejenigen, die wir dermalen ernähren, bestehen aus dreierlei Arten: aus den gehörnten oder Zäkeln; aus den ungehörnten, die etwas feinere Wolle haben; und den breitschwänzigen oder barbarischen Schaafen.

Alles kommt bei der Auswahl zur Zucht auf die gute Rase, auf die Wohnung, Winterfütterung, Wartung und Pflege, vorzüglich aber auf den Verstand und die Einsicht des Züchters an. Weil die spanischen und englischen Schaafe unter allen die edelsten sind; so würde ich sie auch vor allen anrathen. Die Uebersetzung derselben aus ihrem Lande in ein fremdes hat nichts zu bedeuten; sie befinden sich überall wohl, wenn sie gut erhalten und ernährt werden. Schweden ist ein Beweis davon. Ungeachtet der Himmelsstrich ausserordentlich kälter ist, als der englische, und dieser wieder viel kälter, als der spanische.

Die englischen und spanischen Schaafe befinden sich da eben so wohl, sie tragen so viel Wolle, und leben so lange, wie in Spanien: in den gar heißen Ländern verlieren sie die Wolle.

Ueberhaupt dauert das Leben der Schaafe nur 12 bis 13 Jahre, wenn man sie wohl verhält; doch verlieren sie 3 - 4 Jahr vorher die Zähne. Mit 1 Jahre, mit 15 - 18 Monden, sind die Lämmer zeugungsfähig. Meistens tragen sie nur Ein Lamm, welches 3 - 4 Monden saugt, wenn es der Natur überlassen wird.

Acht

Acht Monden geben die Schaafmütter Milch, wenn sie gemolken werden.

Die Lämmer, welche die Schaafe bis ins 5 und 6te Jahr gebären, sind die besten; die vor und nach der Zeit geboren worden, sind zur Fortpflanzung nicht die besten.

Die Schaafe begatten sich im Oktober, November, December am liebsten, in der Zeit giebt ihnen die Natur am meisten Triebe. Doch sagt man, daß sie durch die ganze Zeit zum Begatten zu bringen sind. Weil die begatteten Schaafe die Lämmer 5 Monden tragen; so muß man den Himmelsstrich erwägen, in dem man Schaafe erzeugt. In dem unserigen sind die besten, die im Merz fallen. Doch muß der Landwirth nicht allein auf die Zucht, sondern auch auf das Commerce denken.

Ein Widder ist im Stande 15 bis 20 Schaafe zu bedecken; wenn er anders gesund und kräftig ist. Am besten ist es, wenn man die Widder einige Monden von den Schaafen scheidet, und gut ernähret, ehe sie zu den Schaafen gelassen werden.

Kranke, schwache Widder werden nicht viel Schaafe zeugen. — Die Schaafställe müssen auf erhabenen und trocknen Gegenden angelegt,

und die Fronte gegen das Mittagslicht zugekehrt seyn. Sie müssen in besondern Reihen abgetheilt und der Mist oft entfernt werden. Die Schaafmütter müssen mit ihren Lämmern besondere Plätze haben. Die Erhaltung der leztern beruhet auf der Art, wie man die Schaafe ernährt; weil sie die zartesten und schwächsten sind, so haben sie eine eigene Lebensart und Erhaltung nöthig. Alles, was trocken gesalzen, gelinde bitter ist, ist Nahrung für die Schaafe, alles bekommt ihnen wohl. Alles hingegen, was naß ist, ist schädlich; die Nahrung wird zu Gift, wenn sie die Thiere lang grün, und in zu großer Menge genießen.

Anhöhen, Berge, die feines, trocknes Gras zeugen, und mit Wasser versehen sind, sind die besten Weiden für die Schaafe. So sind es auch diejenigen, die nahe am Meere liegen, und viele antiskorbutische Kräuter liefern. Es ist daher auf den Ort, auf die Gegend und den Grund zu sehen, wo man den Schaafen die Weide anweißt, und die Umstände zu erwägen, wenn man sie auf ebene Gegenden und auf Anhöhen treiben soll. Alle Gegenden und Orte sind in gewissen Zeiten für die Schaafe gesund, wenn man sich nach dem Alter der Thiere, der

Witte-

Witterung und Jahrszeit richtet, und sie nach den gölten, trächtigen und säugenden abtheilet. Den gölten muß man die magern, den trächtigen und säugenden aber die besten Weiden anweisen.

Im Frühjahre sind die Anhöhen, im Sommer die Berge zu wählen. Sobald die Feldfrüchte eingeärndet worden, müssen die Thiere auf die Stoppeln getrieben werden, doch muß dieses geschehen, ehe die ausgefallenen Körner zu keimen anfangen. Die jungen Sprossen von allen Arten Gesträuchen sind ihnen schädlich. Sie sind ihnen aber gedeihlich, sobald sie eine gewisse Konsistenz erreicht haben. Im Herbst wählt man die gesundesten Plätze. Die Trockenheit der Felder ist der erste und wichtigste Punkt, auf den die Züchter sehen müssen.

In England werden die Schaafe in Zäune gebracht von Weiden, wo ihnen ganze weisse Rüben gegeben werden. Auf diese Art werden den Schaafen die Weiden beständig verändert, nemlich im Frühjahre, Herbst und Sommer. Diejenigen, die einerlei Nahrung genießen, fallen vom Fleisch und werden krank. Bei der großen Sommerhitze treibt man diejenigen, die nicht in Ställen bleiben, bei Tages Anbruch

 auf

auf die Weide, daß sie das Gras mit dem Thau bekommen. Gegen Mittag führt man sie zum Trinken, und zwar in eine schattige Gegend, nie aber in Sträuche oder holzige Wälder, weil sie sich die Wolle ausraufen und verderben. Wenn die Hitze vorüber ist, werden sie wieder geweidet, und auf den Abend getränkt. Bei großer Hitze weidet man die Schaafe so, daß sie die Sonne nie in das Gesicht, sondern in Rücken bekommen.

Im Winter werden die Thiere in Ställen ernährt, doch müssen sie täglich in die freie Luft getrieben werden. Die Nahrung, die man ihnen reicht, muß nach des Landes Produkten eingerichtet werden, und nie muß sie aus einer, sondern aus mehrern Gattungen bestehen. Kurzes Heu, Klee, Luzerne — Wiken, Erbsen, Gersten, Haber, Waizenstroh — Erln- und Weidenlaub, wenn es im Frühjahre zeitig gesammelt worden — sind gute Nahrung im Winter. Wenn das Heu mager, die Witterung schlecht ist, sollen sie mit Kleien und Salz ernährt werden. Man rechnet in unseren Gegenden auf Ein Schaaf jährlich 1 Pfund Steinsalz, welches ihnen nach den körperlichen Umständen zwei- bis dreimal die Woche zum Lekken gegeben wird.

Von den äusserlichen Krankheiten der Schaafe überhaupt.

Unter allen vierfüßigen Thieren ist das Schaaf das Schwächste. Sein Leben ist fast nichts anders als ein glimmendes Leben, ohne Feuer, ohne Kraft, ohne Munterkeit, ohne Leidenschaft, durchschlummert es seine Tage ohne Freude. Alle fleischfressende Thiere sind seine Feinde; alle fressen sein Fleisch aus Trieb, alle verfolgen es aus Instinkt.

Der wenige Muth des Widders kommt in keinen Betracht. Sein Feuer ist mehr Halsstarrigkeit als Muth. Die Schaafe sind noch furchtsamer als die Widder. Sie stürzen sich ins Feuer, Abgründe, über Klippen, sie ertrinken im Regen, verbrennen in der Sonne, wenn sie nicht von Hirten geschüzt, und sich selbst überlassen sind.

Nicht Muth, sondern Furcht ist es, wenn sich diese Thiere in Haufen versammeln. Ihre Augen sind ohne Feuer, sie sehen besser im Dunkeln als im Lichte. Selten spitzen sie ganz ihre Ohren — meistens sind sie schlapp. — Ihr Geruch ist schwach; ihre Nasen zeigen wenig In-

stinkt; sie scheinen nur von den Gewächsen gereizt zu werden. Die schädlichen Kräuter scheinen auf diesen Instinkt keinen Eindruck zu machen, sie erregen ihnen Ekel. Die Thiere entgehen daher den übeln Wirkungen, die aus dem Genuß solcher Pflanzen entstehen. Dergleichen Gewächse berühren die Schaafe nicht, beißen sie solche aber mit den guten ab, so lassen sie sie sogleich wieder fallen. Ihr Geschrei drückt Klage aus. Sobald sie zu blöken anfangen, leidet ihr Gemüth. Es plagt sie Schmerz oder Furcht. Das Alter, das Geschlecht, die Leibesbeschaffenheit, die Furcht, die Lage ihres Gemüths macht einen merklichen Unterschied in ihren Verrichtungen. Schrecken verändert ihre Verrichtungen ganz; es ist daher schwer, ihren natürlichen Puls zu kennen, weil er sich verändert, weil sie zu furchtsam sind.

Alles dieses beweiset, daß ihr Körper schwach, und von Natur aus zu Krankheiten geneigt ist. Eben diese Neigung hat das Blut, es wird geschwinde, wässerig, faul, besonders, wenn die Witterung feucht, naß, die Ställe feucht und dämpfig sind 2c., oder wenn die Thiere von grüner Nahrung leben müssen, die in niedrigen, sumpfigen Gegenden wachsen. Eben dieses geschieht, wenn die Schaafe lange Zeit

war-

warmes, schleimiges Wasser trinken, wenig oder gar kein Salz bekommen, zu viel Ruhe und zu wenig Bewegung haben, zu wenig frische Luft einhauchen, zu viel ernährt und zu fett gemacht werden. Mit der Auflösung des Unschlitts und des Fetts löst sich ihr Blut und die andern Säfte auf, die Thiere verfallen in die Wassersucht oder faule Krankheiten. Sowol zu diesen beiden als allen andern Krankheiten, die von der Schwäche entstehen, sind die Schaafe am meisten geneigt. Ausser den Blattern, dem Scharlachfieber und den Karbunkeln sind die Schaafe zu wenig hitzigen Krankheiten geneigt; obschon auch die lezten beiden meistens Hang zu faulen Krankheiten haben.

Ein Uebel, was bei den Schaafen oft äußerlich am Körper erscheint, ist die Raude, die Flechte, die Kräze. Die Raude besteht im Anfang in nichts, als in einem klebenden Schmuz, der sich in Gestalt eines mehligten Grindes am Hals, am Rücken ꝛc. auch der Oberhaut anhängt. Diese Art Raude ist fast allen Thieren gemein, die sich nicht selbst überlassen sind. Sie entstehet anfänglich auf der Haut, auf dem Grunde der Wolle, nahe an den Wurzeln derselben. Es legt sich ein Kleister auf die Haut, der, wenn er eine Weile darauf

gesessen

gesessen hat, die Wolle von ihren Wurzeln sondert; die Haut entzündet sich, es entstehen kleine Blattern um den Rand dieses schmutzigen Grindes, die eine äzende Feuchtigkeit enthalten, die die Thiere mit den Klauen zu reiben und zu kratzen zwinget. Dieses Kratzen entstehet aber nicht ehender, bis sich eine Inflammation einfindet. Oft bemerkt man in dem mehligten Grind Läuse und anderes Ungeziefer, nebst den kleinen Kratzwürmern, die wahrscheinlicher Weise bei jeder Gattung Thiere eine andere Natur und Gestalt haben, weil sie sich nicht außer, nur in der nemlichen Gattung fortpflanzen. Werden die Flechten nicht bald geheilt, so erregen sie bösartige Geschwüre, die die Thiere matt machen, und so verderben, daß sie nicht mehr geheilt werden können; sie werden um so fressender, weil die Haut bei diesen Thieren ungleich dünner als bei andern ist.

Trockne Krätze oder das schwarze Maul.

Eine andere Art Krätze ist die sogenannte trockene Krätze. Sie ist keinen andern Thieren als den Schaafen eigen. Die Franzosen nennen sie das schwarze Maul. — Sie bestehet in einem schuppigten Grind, der die Ränder der Lippen, mehr oder weniger von der Nase, die Schläfe, die Gegend

der Hörner, die Augenlieder und die Wurzeln der Ohren in Gestalt eines Ringes umgiebt.

Diese Gattung ist immer von böser Art; wird ihr nicht zeitig geholfen, so nagt sie bis an die Knochen; die Geschwüre, die daraus entstehen, verarten, sie verwandeln sich in eine Art von Krebs, und zwar meistens um das Maul, die Augen und Ohren, und berauben die Thiere des Gesichts; die Ohren und Hörner fallen ab. Die Ursachen, die die Krätze erregen, sind zweyerley: die erste ist eine Folge der Unreinigkeit, die andere der Ansteckung.

Beyde werden in schmutzigen Schaafställen, von liederlichen Schäfern und unachtsamen Landwirthen hervorgebracht. Wenn man den Ursprung der Ursachen erwägt, so findet man ihn im Mangel der Streu, in feuchtem Mist, im faulen Heu und in verdorbener Luft, in welcher die Schaafe den Winter oder wohl ihr ganzes Leben zubringen müssen. Sowohl diese schmutzigen Theile, als der Staub, Heusamen rc. legen sich in die Wolle, und erregen, vermöge dem Fett, das sich in dem Haare befindet, eine Art von Gährung, Kleister und Grind, und verursacht alsdann den Kitzel auf der Haut, der die Krätze entwickelt. Auch können Nebel und

Nässe,

Nässe, anhaltende Regen, Gelegenheit zur Krätze geben.

Die erste Arznei, die der Arzt gegen die Krätze anwenden muß, die durch keine Ansteckung entstanden ist, bestehet in der Entfernung der Ursachen, die die Krätze hervorgebracht haben. Die Trennung der Kranken von den Gesunden muß dieser auf dem Fuß nachfolgen, sonst wird die ganze Heerde angesteckt.

Das erste geschiehet, wenn man die Ställe reiniget, den veralteten Dung wegschafft, die Luft erfrischt, die zu große Menge der Thiere in einem Stall mindert, und sie mit genugsamer und reiner Streu versieht.

Sind diese Anstalten getroffen, so scheret man die Schaafe um die krätzigen Flecke, wäscht sie mit Lauge und schwarzer Saife, und benetzt sie hernach mit einem Dekokt von Wermuth, Rheinfarrn, Tobacksblättern, Schierling, Enzianwurz, Nießwurz, oder andern stinkenden und bittern Dingen. Auch kann man sich der Schwefellauge, der Ochsengalle, des Aethiops mineralis mit Baumöhl, des Sublimatwassers, statt der vorgemeldten bedienen. Vor dem Oehl mit Aloe gemischt, muß man sich hüten, vorzüglich, wo die Geschwüre tief in die

Haut

Haut dringen, weil die Thiere stark ins Laxiren verfallen. Ist das Uebel alt, so muß man nach fünf- sechs- bis siebenmaligem Waschen seine Zuflucht zur Merkurial-Salbe nehmen, um das Maul aber die Schwefel-Salbe vorziehen, und zwar aus der Ursache, weil sich die Thiere lecken, so bald sie geschmiert werden.

Von den Insekten.

Die gemeinsten Insekten, von denen die Schaafe zu leiden haben, sind, die gemeine Schaaflaus, die sogenannte Spinnfliege (hypoposca) und die Fliege, die den Schaafen in die Nase fliegt und die Eyer darein legt. Dieses letztere Insekt kriegt in die Nasenlöcher, um allda seine Brut anzulegen. Die Würme, die daraus entstehen, ernähren sich von dem Schleime, der in der Höhle ausgehaucht wird, bis sie zu Fliegen werden, wo sie wieder durch die Nase zurück herausgehen. Sie machen den Schaafen viele Beschwerden. Bei dem Uebergang der Eyer in die Würme und Fliegen, werden die Schaafe traurig, unruhig, sie schütteln mit dem Kopf, werden mager, kränklich, schwach,

schwach, und stoßen oft den Odem mit Gewalt aus der Nase.

Weil sich die Würme an einem Ort befinden, wohin man keine Hilfsmittel bringen kann, so giebt es keine Arzney dafür. Der Trepan ist nicht zu rathen; man muß also das Uebel blos der Natur überlassen und warten, bis sie als Fliegen selbst die Nase verlassen.

Die Schaaflâuse und die Spinnfliegen werden durch ein starkes Dekokt von Tobacks-Blättern, Schierling rc. vertrieben, wenn man die Thiere öfters damit wäscht; vielleicht könnte ein heftig stinkender Rauch, der in die Nase gelassen würde, nützen: wenn nicht etwa die zurückgebliebenen Eyer, als fremde Körper, im Kopfe schadeten.

Von äusserlichen Gebrechen der Schaafe.

Die äusserlichen Gebrechen, denen die Schaafe und andere Thiere unterworfen sind, kann man in zwei Klassen theilen. Die erste enthält die Verletzung, die ihnen durch Zufälle oder durch andere Thiere zugefügt werden. Die andere verschiedene Geschwülste.

Die

Die Verletzungen bestehen in Schlägen, Stößen, Bissen von Hunden, Vippern, Wölfen, Füchsen und andern Raubthieren. Die Stöße werden ihnen theils von ihrer eigenen Art Thiere, theils von fremden Gattungen zugefügt. Wenn sich die Schaafböcke miteinander stoßen, so treffen sie meistens die Stirne, die Hörner, die Augen, und obschon die Quetschungen, die davon entstehen, nicht allzeit gefährlich sind; so sind sie doch oft so groß, daß sie die Hülfe des Arztes erfordern. Am Kopf sind sie meistens mit Blut unterlaufen oder die Knochen gar von der Beinhaut entblößt.

Wenn sich die Böcke große Beulen an der Stirne gestoßen haben, so ist das beste, wenn man mit dem Messer eine Oefnung macht, ehe das Blut verdirbt. Ist aber eine Wunde dabei, so ist der Einschnitt selten nöthig. Eben so verfährt man, wenn ein Schaaf von einem andern Thiere an einem andern Theil des Körpers geschlagen oder gebissen worden, und die Geschwulst ohne Wunde erscheint. Das lezte Uebel wird oft durch die Hunde zugefügt, denen die Schäfer die Zähne abgezwickt haben.

Ist der Einschnitt gemacht, und die Wolle um die Wunde abgeschoren, so läßt man die

lezte bis sie ausgeblutet hat, wäscht sie alsdann mit Salzwasser und bedeckt sie mit fein geschnittenem Werch. Die abgestoßenen Hörnerschäden heilen am geschwindesten, wenn man den kranken Ort mit ein wenig Terpentingeist benezt, und mit Werch bedeckt. Für die Stöße in die Augen rathe ich den Gebrauch des frischen Wassers, und die Anwendung des Bleywassers.

Von dem Vippernbiß.

Wenn die Schaafe von Ottern gebissen werden, schwellen die Theile äusserst auf. Je weicher der Ort ist, desto stärker wird die Geschwulst. Die Thiere verfallen in die nemlichen Zufälle, wie die Menschen. Sie schwitzen, fallen in Schwäche, bekommen Ohnmachten, schweres Odemziehen, Angst, kleinen zitternden Puls, und gehen in kurzem zu Grunde.

Der Salmiakgeist, das Queksilber, innerlich gebraucht, der Hirschhorngeist, u. a. m. sind gegen diese Schäden angepriesen. Als ein äusserliches Mittel betrachtet, sind die Einschnitte am besten, wenn sie bei Zeiten gemacht werden.

Augenentzündung.

Von den äusserlichen Entzündungen, denen die Schaafe am meisten unterworfen sind, ist die Entzündung der Augen, des Euters und der männlichen Ruthe, die gewöhnlichste.

In die Augenentzündung verfallen sie im Sommer, wenn sie gegen die Sonne getrieben werden. Die Hitze, der Staub, die dämpfigen Ställe, geben ebenfals Anlaß dazu. Schatten, frisches Wasser, das Austreiben bei der Nacht. — Eiterbänden an der Stirne, das Bleiwasser, und die Entfernung aller Ursachen, die dazu Gelegenheit geben, sind Mittel dafür.

Entzündung des Euters.

Die Entzündung, die bisweilen das Euter ergreift, entstehet zu verschiedenen Zeiten. Bald nach der Geburt — im Säugen — oder nach dem Absetzen des Lamms.

Nach der Geburt geschieht es, wenn die Lämmer das Euter nicht aussaugen; die Mütter kizlich sind, ihre Lämmer hassen, oder wenn sie

zu kurze Strizen haben; wenn sich mehr Milch in dem Euter sammelt, als die Lämmer nöthig haben. Nach dem Absetzen entzündet sich das Euter, wenn die Schäfer das Ausmelken vergessen, die Schaafe keine Bewegung haben, und gutes Futter genießen. Wenn der Schäfer diese Ursachen verhindert, so beugt er der Entzündung vor. Ist aber die lezte schon zugegen und vernachlässiget worden, so geht sie in Eiterung über und macht einen Abszeß, den der Thierarzt öfnen muß.

Von der Wassergeschwulst am Halse.

Eine andere Geschwulst entstehet bei Schaafen zwischen dem Hals und Kopf, die nicht entzündet ist. Sie wird oft sehr gros, und entstehet von nassen Weiden, dämpfigen Ställen, übler Nahrung u. dgl.

Ausser der Abänderung der Ursachen, die sie erregen, kenne ich kein Mittel; das Blut ist verdorben, die Säfte aufgelöst, ehe noch die Geschwulst entsteht. Schneidet man in die leztere, so fließt Wasser heraus. Nie ist diese Geschwulst gespannt, wie die Entzündungs-Geschwül-

schwülste. Wenn man sie befühlt, findet man sie weich, nachgebend, schwammig, besonders in der Entwicklung des Uebels. Wenn sie älter wird, fühlt man die Schwappeln des Wassers. Auf den Schnitt, der darein gemacht wird, folget meistens der Brand, und nach diesem der Tod. Das Beste ist in diesem Falle, nichts zu thun, sondern den Tod vorzusagen; die Ursachen, die dazu Gelegenheit geben, zu entfernen, und die gesunden Thiere davor zu schützen. Das einzige Mittel, das in der Wassergeschwulst am Halse bei Schaafen zu versuchen wäre, ist, das Seton auf die nemliche Art angewendet, wie bei der Wassergeschwulst am Widerriß bei Pferden.

Entzündung der Geburtstheile.

Zu der Entzündung der Geburtstheile sind die Harnröhre, die Ruthe und die Haut, die die lezte bekleidet, geneigt. Sie entstehet, wenn man feurigen Böcken zu viele Schaafe zum Bedecken giebt. Anfänglich greift die Entzündung meistens nur die Oberfläche der Ruthe an, sobald sie aber einige Täge gedauert hat,

 nimmt

nimmt sie zugleich die Harnröhre ein. Oel, Butter, Fett ꝛc. sind die gewöhnlichsten Mittel, die die Schäfer dafür brauchen; allein, alle schaden mehr als sie helfen.

Kalkwasser, Bleywasser, aromatische Kräuterabsude mit Wein gemischt werden mehr nützen. Auch alle schmierige Mittel muß man meiden, weil sie geschwinder eine Rinde machen. Bei dem Fortgang der Entzündung findet sich eine gelbliche Materie ein. Die Schäfer nennen diesen Umstand den Tripper — die Franzosen; allein, es ist weder die eine noch die andere von diesen Krankheiten, es ist nichts anders, als eine Folge der Entzündung.

Ruhe, Reinlichkeit, gute Nahrung, Mehltrank mit Salz und ein wenig Gedult, heilet das Uebel. Sind aber die Thiere schwach, so währet das Uebel fort, die Schaafe werden mager und gehen zu Grunde. Das nemliche geschieht auch, wenn man den Widdern das Bedecken vertreibt.

Von dem Schaafhusten, dem Laxiren und dem Blutharnen der Schaafe.

Unter allen innerlichen Krankheiten der Schaafe ist die Husten die gemeinste.

Die Witterung, die Kälte, die Hitze, die Dürre, die Näſſe, der Nebel, der Staub, geben meiſtens Anlaß dazu. Oft wird er von ſtaubiger Streu, durch abgenuzte, unreine und dumpfige Ställe hervorgebracht. Oft entſteht er von verdorbenem, unreinem Futter, von verhinderter Ausdünſtung. Oft kommt er von einer Verſchleimung der Lunge, von innerlicher Diſpoſition oder andern ähnlichen Urſachen her.

Allezeit entſteht er mit Heiſerkeit der Stimme, mehr oder weniger Schauer, Hitze; meiſtens überfällt er zuerſt die alten Schaafe, am gewöhnlichſten aber bringt ihn die Kälte des Herbſts hervor.

Bei jungen Thieren, und bei Thieren, die reizbare Lungen haben, iſt der Huſten gewöhnlich heftiger, als bei alten: bei den lezten und bei denen, die ſchon oft gelammt, artet er nicht

selten in chronische Krankheiten — in Dampf- oder Lungensucht aus. Der Husten muß in Ansehung seiner Natur in zwei Gattungen abgetheilt werden: in den trocknen und feuchten, oder in den mit schleimigem Auswurf aus der Nase; den ersten erkennet man aus der klingenden Stimme, und den anhaltenden Stößen des Zwerchfells, der feuchte unterscheidet sich durch den lockern Ton, durch den Ausfluß des feuchten Schleims aus der Nase, und der mindern Gewalt der Stöße.

Den Dampfhusten erkennet man aus der eignen Bewegung der Flanken, und ihrem wechselseitigen Zusammenfallen; denn die Thiere holen gleichsam doppelt Odem. Der Husten, der die Lungensucht begleitet, offenbaret sich durch die lange Dauer, durch die Magerkeit der Schaafe, durch die Bleiche der Zunge und des Mauls, durch die Auszehrung des ganzen Körpers, und durch den Eiterschleim, der aus der Nase rinnt. Die lezten zwei Arten des Hustens, nemlich der Dampfhusten, und der, der die Lungensucht begleitet, muß der Arzt blos als Naturforscher — den trocknen und feuchten aber als Naturforscher und Arzt betrachten.

Die Ursachen, die zu dem einen und zu dem andern Anlaß geben, sind sein erstes Augenmerk, diese muß er abändern, entfernen oder wenigstens ihre Eindrücke erträglich machen. Die Arzeneien wirken erst alsdann, wenn die getroffenen Anstalten die Ursachen unterdrücken, oder, deutlicher zu reden, wenn sie Gehülfen sind.

Reiswasser, Mehlwasser, Wasser von abgekochter Graupe, sind in trocknen und feuchten Husten sowol Arzeneien als Nahrung. Knoblauch, gebrannte Zwiebeln, mit Salz, Schwefelblumen, mit Mehl und Honig zu einem Taig gemacht und Bissen daraus formirt, die die Größe einer welschen Nuß haben, sind im feuchten Husten die besten Mittel. Oft wird auch dieser Husten ganz allein mit gestoßenem Isopp, mit etwas Salz und so viel Mehl und Honig vermischt, daß man daraus eine Latwerge oder Pillen formiren kann, gehoben.

Von dem Durchfall und der Ruhr der Schaafe.

Der Durchfall der Schaafe entstehet vom Futter, welches in den Mägen verdirbt, von

verdorbenem Magensaft, von feuchter Witterung, vom jungen unreifen Gras, vom grünen Futter, das in nassen Gegenden wächst, von reizenden, scharfen und purgirenden Pflanzen, vom schleimigten unreinen Wasser, vom Wasser mit Schnee vermischt, von verdorbener Milch der Schaafmütter in dem Euter u. dgl. Die letzte Ursache ist Schuld, daß die säugenden Lämmer so oft den Durchfall bekommen; die übrigen aber können den Alten und allen andern den Bauchfluß verursachen.

Die Zufälle, die den Bauchfluß begleiten, sind nach dem Grade des Uebels und der Ursachen, von denen die Krankheit entstehet, verschieden. Oft findet sich der Durchfall mit Hitze, mit Fieber, Angst, Furcht, Krümmen des Körpers, mit Kolik, mit Schmerzen des Bauches, ein. Oft entstehet der Durchfall, ohne daß man einen dieser Zufälle bemerkt. Die Schaafe behalten die Lust zum Futter, zu gewissen dürren Pflanzen, vorzüglich zu Kleien, Gersten- und Haberschrot. Oft sind sie aller Nahrung feind; der Instinkt entfernt sie von allem, was ihnen vorgelegt wird. So lange die Thiere den Geschmack erhalten, hat man wenig zu fürchten; das, was sie selbst wählen, ist

Arzney.

Arzney. So bald sie alle Gattungen Nahrung scheuen, so bald ihnen dieselbe Grauen erregt, darf man nicht mehr gegen dieselbe gleichgültig seyn. Im ersten Fall, wo sie die Lust zum Futter behalten, sind sie ohne Schmerz, ohne Hitze, ohne Fieber.

Der Koth hat eine gewisse Dicke, er ist nicht wässerig, nicht grün, nicht gallfarbig; er stinkt nicht; er ist schwärzlich und etwas aufgelöst. Graut aber den Thieren vor dem Futter, so haben sie Kolik, Fieber, eine unreine und schmierige Zunge; der Koth ist grün, gelb, aufgelöst, stinkend oder gallig, im Anfange mit zähem Schleim, und bald darauf mit sträumigem Blute vermischt.

Die eine und die andere dieser Materien reizen die Sammet-Haut der Därme, der Schließmuskel des Afters geräth in einen beständigen Zwang. Es ist schwer ein Mittel zu finden, den Schmerz zu stillen; noch schwerer aber eine Arzney zu wählen, die der Krankheit die Stärke benimmt, ehe die Galle verbessert, und die Därme von der Schärfe gereinigt werden. Eben so verhält sichs, wann die Witterung den Körper verändert hat, und die Schaafe zur Diarrhee disponirt.

Die Zeit, die Wahl des Aufenthaltsorts, das gute Verhalten, die Auswahl der Nahrung, die Abwartung der Krisis, die Kunst, nichts anzuwenden, was die Krankheit vermehrt, und die Zufälle schlimmer macht, sind die einzigen Mittel, die der Thier-Arzt verordnen kann.

So lange die Zunge weiß, schmutzig, schleimig, braun und trocken ist; so lange sie nicht roth, nicht gesund aussieht: so lange kann der Arzt mit Grund keine Besserung hoffen. Weder die äusserlichen noch die innerlichen Mittel wirken in diesem Zustande was aus: Rosmarin, Mehl, mit geröstetem Salz und Wachholdermus in Pillen verwandelt, sind ihre besten Arzneyen, die man verordnen kann. Doch muß auch hier der Instinkt genau erwogen werden, was die Thiere am liebsten nehmen. Bei verdorbenem Magensaft und verdorbener Galle, sind Purganzen Arzneyen. In diesem Fall giebt man 1 Quintel Jalluppwurzelpulver mit weichem Brod und etwas bitter Salz. Wenn die Würkung der Purganzen vorüber ist, giebt man ihnen 1 Quintel Vieh-Theriack.

Wenn die Lämmer den Magen mit Milch überladen haben, so reicht man ihnen von Zeit zu Zeit einen halben Löffel voll Magnesia und ein paar

Tage darauf Pillen von weißer Kreide, gelöschtem Kalk, geröstetem Mehl und Wein.

Von dem Blutharnen der Schaafe.

Die Schaafe harnen aus vielerlei Ursachen Blut. Sie verlieren diesen Saft, wenn die Nieren Schaden leiden, wenn sich Steine darinnen formiren, wenn sich Geschwüre erzeugen, wenn sie Schläge auf den Rücken bekommen, wenn sie Pflanzen genießen, die die Harnwege heftig reizen, wenn Aderkröpfe darinnen entstehen; wenn Blutgefäße in den Nieren, in der Blase, in den Harnwegen, bersten; wenn die Schaafe in den Scharbock, oder in eine andere faule Krankheit verfallen. So gemein diese Krankheit ist: so schwer ist es zu errathen, von was für Ursachen sie entsteht. Einige davon sind verborgen, einige nicht leicht zu erforschen. Kommt das Blutharnen von Steinen in den Nieren, so klagen die Thiere Schmerz, wenn man sie auf den Rücken drückt; sie biegen den Rücken; sie gehen schlecht; sie stellen die hintern Schenkel nahe zu den vordern; sie lassen meistens schleimigen Urin, bevor sie Blut ausharnen. Wenn das Blutharnen von Geschwüren

ren

ren entsteht: so findet man Eiter in dem Urin, ehe die Kranken Blut harnen. Dieses einzige Zeichen unterscheidet die Natur dieses Uebels von der Natur des vorigen. Sind Schläge, Stöße, Fälle, die Ursachen des Blutharnens: so erfährt man sie selten; die Leute gestehen es nicht, oft wissen sie es nicht einmal; noch schwerer ist es einzusehen: ob das Blutharnen von verdorbnem Futter, von Aderkröpfen, von scharfgiftigen Pflanzen, oder andern Ursachen herkommt. Wenn der Scharbock an dem Blutharnen Schuld ist, ist das Uebel leicht zu erkennen: das Zahnfleisch, der Gaume, die bleifarbige Zunge, der stinkende Odem, die Augen, ja der ganze Körper, zeigen die Ursachen an. Das Blut ist nicht roth; es ist braun, schwärzlich, bleifarbig, aufgelöst; der Harn hat einen äusserst widrigen, faulen Geruch, wenn man ihn sammelt.

Das Blutharnen von giftigen Pflanzen hört auf, wenn die Würkung der Pflanzen aufhört, die die Ursachen davon waren. Und jenes, das von Stößen, Schlägen herkommt, läßt nach, wenn man ihnen Kalkwasser zum Trank giebt, wenn anders keine grossen Gefäße zersprungen sind.

Von dem Schwindel oder Dreher der Schaafe.

Der Schwindel ist eine Krankheit, die sich in einer fast zirkelförmigen Wendung nach einer oder der andern Seite zu erkennen giebt. Die Thiere, die dieses Uebel plagt, gleichen in gewissem Betracht einem schwindlich betrunkenen Menschen. Ihre Augen sind verworren und trübe — es ist eine Art von Nachlassung in den Augenliedern. Sie senken den Kopf und lassen die Ohren hängen; nie spitzen sie die letzten ganz; nie siehet man die Thiere heiter oder zornig; ihre Glieder sind ohne Kraft; im Gehen taumeln sie zuerst eine Weile hin und her, ehe sie die zirkelförmige Wendung machen.

Im Gehen fallen sie oft; wenn sie endlich in Bewegung kommen, fangen sie an, sich zu drehen, und gehen im Zirkel herum. Dieser Zufall dauert durch eine kürzere oder längere Weile. Jene, die noch nicht lange daran leiden, bleiben nach dem Dreher stehen, hängen den Kopf und sinnen. Jene hingegen, die schon länger daran leiden, fallen im Gehen auf die Knie — auf den Kopf, und werfen nicht selten den

den ganzen Körper auf die eine oder die andere Seite. Dieses geschieht vorzüglich bei heisser Witterung.

Der Sitz des Uebels ist im Gehirn. Oft hat sich die harte Hirnhaut, in einem gewissen Bezirk am hintern Theile des Kopfs, von der Hirnschaale getrennt, und der Raum, der davon entsteht, ist mit Wasser angefüllt. Oft findet man das Wasser zwischen den beiden Decken, die das Gehirn umhüllen; oft an den Kammern des Gehirns; oft in einem oder dem andern Orte der Höhle des Kopfs; oft in einer oder der andern mehrern Blasen, die sich am Hinterhaupte zwischen dem großen und kleinen Gehirn befinden, und entweder mit Wasser oder Lymphen angefüllt sind. Einige wollen einen kreidigten Bodensatz darin gefunden haben.

Wenn diese Blasen zu einer gewissen Größe gelangen, so drücken sie eine Grube an die äussere Substanz des Gehirns, und stören die Verrichtungen dieses so zarten Eingeweides. Wenn sich das Wasser zwischen der dicken Hirnhaut und der Hirnschaale befindet; so leite ich den Schwindel von einer äusserlichen Ursache her, z. B. von Fällen, Stößen, Schlägen an die Köpfe rc.

Ist das Wasser eingeschlossen in den Blasen, so ist eine Disposition oder andere innerliche Ursache an dem Daseyn Schuld. Die besondern Ursachen, die dazu Anlaß geben, leite ich von der lauen und feuchten Luft, den niedrigen dämpfigen Ställen, den großen Nebeln, den lang anhaltenden Regen, der Schlaffheit des Körpers, dem Mangel an der Dichte des Bluts und den Geschlechtsfehlern her. Die leztern sind hier ebenfals sehr wichtig; denn ich glaube, daß jene Schaafe, die von schwachen und an eben der Krankheit leidenden Eltern geboren worden, früher oder später in das nemliche Uebel verfallen. Es ist um so wahrscheinlicher, weil man allezeit auch Wasserblasen in der Lunge, der Leber und andern Eingeweiden, so wie bei den Eltern, antrift. Die jungen Schaafe haben dazu mehr Anlage, als die alten, am wenigsten sind die Lämmer dazu geneigt.

Die Zeit, in welcher die Schaafe am meisten dem Schwindel ausgesezt sind, ist das Frühjahr und der Sommer. Deswegen leitet man die Ursache mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit von den Eindrücken der Sonne und der

heftigen Hitze her, besonders, wenn die Schaafe gegen die Sonne getrieben werden.

Sobald ein Schaaf vom Schwindel ergriffen wird, werden seine Sinnen betäubt, seine Verrichtungen gerathen in Schlummer, die Thiere stoßen sich im Gehen an die Köpfe, sie haben zum Theil den Geruch und Geschmack verloren, deswegen genießen sie so wenig Nahrung oder verdauen sie wenigstens so schlecht.

Der Mastdarm sezt den Koth wie natürlich ab; der lezte unterscheidet sich in nichts, als in der abnehmenden Menge. Die Thiere nehmen von Tag zu Tag ab; die Fetten werden mager, und die Magern in Gerippe verwandelt. Die ersten leben selten über 5 = 6 Wochen. Die Schriftsteller, die von dem Schwindel handeln, sagen: daß man beim Eingang des Uebels die Halsadern lassen soll; daß man ihnen Salz und Kleien unterm Trank, Wachholderbeere, Assa, Schwefel, bittere Kräuter und Wurzeln, in Gestalt eines Pulvers, einer Lattwerge oder unter andern Formeln in Arzneien verwandelt, geben soll. Alle diese Vorschläge verrathen, wie weit die Urheber in der Ausübung gekommen

sind.

sind. Ich kenne kein Mittel dagegen; diejenigen, die ich im Anfange empfehle zu versuchen, sind: ein glühendes Eisen zwischen den Ohren, oder ein Eiterband auf der Stirn. Schaffen diese in 14 Tägen keinen Nutzen, so muß man die Thiere schlachten, sobald sie anfangen, sich zu drehen, damit man wenigstens noch das Fleisch brauchen kann. Die Schäfer wollen den Schwindel durch Hülfe einer dichten Ohrfeige heben. Varro und Columella zogen eine reizende Wurzel (vermuthlich die Nießwurz) ins Ohr, und zwar auf die Seite, auf die sich die Schaafe drehten. Einige von den neuern Schriftstellern haben den Trepan vorgezogen, und andere beschreiben, wie die Operation gemacht werden soll.

Diese Krankheit hat Aehnlichkeit mit dem Koller der Pferde. Bei den lezten sind aber noch keine Wasserblasen entdeckt worden. Die Zufälle stimmen fast miteinander überein, nur in dem unterscheiden sie sich: daß die Pferde bisweilen rasen; die Schaafe aber nicht. Der Gang ist bei beiden gleich; sie gehen den geraden Weg fort und stoßen sich oft an die Köpfe,

daß sie zurückprellen und liegen bleiben. Einige Pferde habe ich gesehen, die auch in einem Kreis giengen. Doch aber nicht immer. Einige heben im Gehen die Füße so hoch, wie wenn sie blind wären, oder im Wasser giengen; andere aber schleichen fort, als wenn sie die Füße nicht heben könnten.

Wenn das glühende Eisen und die Eiterbänden nicht dafür helfen, so hilft nichts.

Von den Blattern der Schaafe.

Die Schaafsblattern sind dem Ansehen nach bei den Schaafen das, was die Kinderblattern bei den Menschen sind. Ausser den Wintermonaten erscheinen sie in allen Monaten, und zu allen Zeiten des Jahrs; auch brechen sie bisweilen in den Wintermonaten aus. Sie haben ihre eigene Konstitution, die sie entwickelt, oder die Gelegenheit zu ihrem Ausbruch giebt. Diese Konstitution, oder Zeit, nenne ich die Blatter-Konstitution der Schaafe. Ich gebe ihr den Namen, weil sie weder derjenigen gleicht, noch die nemliche ist, die sie bei den Menschen erregt.

Ausser den Menschen und Schaafen hat kein Thier die Blattern; nur die Kaninnchen sollen sie auch haben. Nach der Verschiedenheit der Blatterwitterung sind die Blattern verschieden. Nach der Natur der ersten ist die Natur der lezten gerichtet. Daraus folgt: daß die Krankheit so verschieden ist; daß die Schaafsblattern bald gelinde, gutartig, gefährlich, übelartig, ja tödtlich sind; daß sie sich bald mit dieser, bald mit jener Krankheit vermischen; daß sich zu ihnen ein rosenartiges Scharlach- Faul- oder das Schaaffieber gesellt.

Alle diese Fieber sind denen bei den Menschen in gewissen Stücken ähnlich, besonders das Scharlachfieber. Viele haben diese Krankheit wegen der Röthe des Körpers das Feuer genannt.

Die Blatterwitterung sowol von guter als böser Art hält keine gleiche Epoche. Sie kommt zu keiner bestimmten Zeit; oft folgt sie schnell, oft langsam; oft dauert sie lang, oft kurz; oft folgt sie 2. 3. Jahre nach einander, oft bleibt sie 8. 9 - 10 Jahre aus. Die Lage der Oerter, der Gegenden, der Länder hat Antheil an

der schnellen oder langsamen Rückkehr der Blattern. In warmen und flachen Gegenden ist sie gemeiner als in erhabenen. In bergigten sind sie seltsamer, in einigen von leztern noch gar nicht gekannt. So wie die Verschiedenheit der Gegenden zur geschwinden oder langsamen Rückkehr Gelegenheit zu geben scheint, eben so viel trägt das Verhalten, die Nahrung, Wartung und Pflege, die Lage der Ställe, der Weiden rc. bei.

Wenn die Blatterwitterung den Körper zum Blattern bereitet hat; so ist der Ausbruch derselben nach der Temperatur der Luft, und dem Zustande des Körpers verschieden, und eine Menge von Nebenumständen tragen bei, daß der Ausbruch nicht gleich geschieht; doch ist der lezte 45. Tage nach dem Anfall des Uebels vorüber, wenn die Blattern gutartig sind.

Während dieser Zeit sind die Blattern roh, alsdann werden sie eiterig; die kleinen Geschwülste werden reif, sie brechen auf; die Oberhaut vertrocknet, und gehet mit der Materie, die darin enthalten ist, in eine Art von Rinde über. Die Oerter, wo die Blattern entstehen, sind die Theile, die keine Wolle bedeckt: die Nase, die

Lippen,

Lippen, die Augenlieder, die Ohren, die Weichen zwischen den vordern und hintern Schenkeln, die nakten Gegenden des Bauchs, des Afters, und der untern Theile des Schweifs. Wenn die Jahrszeit gut, der Körper gesund, das Blatterfieber im gehörigen Grad, die Entzündung mäßig ist, so gehet der Lauf des Uebels nach der bisher beschriebenen Art fort. Ist aber der Körper schwach, seine Konstitution ungesund, das Fieber zu hoch, die Entzündung zu stark, das Blut wässerig oder aufgelöst, so ist der Ausbruch langsamer, die Blattern sind von übler Art, sie werden wässerig, brandig, faul, und rinnen zusammen. Die besten Blattern sind die von der mittlern Größe, die rund, erhaben, und den 5, 6, 7ten Tag voll weisser Materie sind. Sie sind von der Größe einer Linse oder Erbse. Sie haben am Grunde der Haut in ihrem Umfange einen wahren phlegmonesen Entzündungsring mit einer gelinden Härte, die sich bei der Entwicklung gelinde verstärkt, in der Reiffe der Abszesse am meisten gespannt ist, und in der Abnahme sich geschwinde verliert. Von übler Art sind die kleinen zusammenhängenden Blattern, bei diesen ist die Hitze, die Entzündung und das Fieber hoch. Die Haut ist

am ganzen Körper entzunden, ohne die Haut auszuschließen, wo es keine Blattern giebt. Diese Gattung ist bei heisser Witterung gefährlich; die Thiere überfällt auch meistens zu gleicher Zeit eine Lungenentzündung, die in den Brand übergeht und die Thiere umbringt. Die schlimmsten vor allen sind diejenigen, die nicht eingeringet sind; die bleiche, blaulichte, bleifarbige Zirkel umgeben; bei denen sich diese Farbe nicht nur in den Blatterplätzen, sondern oft über den ganzen Körper verbreitet.

Alle diese Arten sind flach, glatt, und gleichsam eingedruckt; ihre Feuchtigkeit ist mehr oder weniger wässerig, mehr oder weniger jauchig, mehr oder weniger faul.

In allen diesen übelgefärbten Blattern kann der Arzt nichts gut vorsagen; am wenigsten kann er helfen, wenn die Witterung übel, die Weiden niedrig liegen; wenn die Ställe naß, unrein, dämpfig sind; wenn das Fieber im Anfange des Uebels zaudert, der Puls langsam, matt, und das Herz kraftlos schlägt. Noch übler ist es mit denen, die mit den erst bemeldten Erscheinungen, schmutzige Zungen, bleiches Zahnfleisch und wässrige Augen haben. Am übelsten ist es, wenn sich der Nasenrotz am

zwey-

zweyten oder dritten Tage einfindet; wo der Rotz faul und stinkend, wo Wassergeschwülste am Hals, am Kopf ꝛc. zum Vorschein kommen; wo die Thiere in die Rachen-Entzündung oder den Bauchfluß verfallen. Alle Wassergeschwülste, die faule Jauche enthalten, sind tödtlich; wenn sie sich aber am Ende bei kritischen Zeiten einfinden, sind sie heilsam. Einen guten Ausgang kann der Thierarzt hoffen: wenn die Blattern in der Mitte des Frühjahrs, am Ende des Sommers, ausbrechen; wenn die Witterung gesund ist; wenn das Weiße in den Augen glänzend, natürlich, und der weisse Raum nicht entzündet ist; wenn der Odem rein, das Zahnfleisch körnig, die Gaumen fest, die Zunge derbe; wenn das Fleisch nicht aufgebläht; wenn die Nasenlöcher den 4ten, 5ten Tag zu rotzen anfangen, einen gelblichten Schleim auswerfen; die Thiere nur wenig, nicht die ganze Eßlust verlohren haben. Alle diese sind gute Zeichen, und der Arzt kann eine gute Vorhersagung machen; besonders aber muß der Arzt auf die trächtigen Schaafe sein Augenmerk richten: denn auch bei den besten Blattern verwerfen sie, und gehen zu Grunde. Nicht der Schmerz der Geburt, sondern der Verlust des Blutes ist Schuld, daß die Schaafe sterben.

Selten bekommen die Säuglämmer die Pocken, obschon sie die Mütter haben. Bei der Blatterseuche, die ich bei Paris beobachtete, habe ich unter 60. nicht mehr als 5. in die Blattern verfallen gesehen, ohngeachtet sie an den Strizen sogen, die mit Blattern behaftet waren. Allein auch diese 5 Lämmer hatten nur wenig Pocken und nicht viel zu leiden.

Nach diesen Grundsätzen ist es leicht, die Heilart einzurichten. Das erste, was der Arzt zu beobachten hat, besiehet in dem: daß die Kranken alsobald von den Gesunden geschieden, in einem besondern Stall verwahrt, und nach den Umständen der Krankheit, der Jahrszeit, der Witterung, der Luft rc. sorgfältig behandelt werden. Die Reinlichkeit des Orts, die Luft, die Auswahl der Nahrung nach der Jahrszeit, das Alter, die Umstände des Uebels, die Temperatur des Stalls, die Zahl der Kranken, die gute Pflege und Wartung, sind die ersten Dinge, auf die der Thierarzt zu sehen hat.

In gelinden Seuchen vertreten diese Anstalten die Arzneien. Scheinen die Blattern, vermöge des körperlichen Zustandes der Schaafe, der Zufälle, der Jahrszeit, der Witterung, Luft rc. von der guten Art zu seyn: so gebe man

Schwe-

Schwefelblumen mit Salz oder Schwefelblumen mit Salpeter, 2 - 3mal des Tags einen 1/2 Löffel voll, bis sie Eiter fassen, und lasse die Kranken in den heitersten Stunden des Tages in die Luft. Haben sie sich abgekühlt: so gebe man ihnen frisches Wasser, und bringe sie in den Stall. So lange sie ein wenig Futter genießen: so gebe man das Pulver mit einer halben Hand voll Mehl, Kleien oder Gersten - Schrot.

Sollten sie keine Nahrung nehmen: so gebe man ihnen die Arzneien mit frischem, oder Mehlwasser zu trinken. Man kann es auch mit Honig vermischen, und in Form einer Lattwerge geben.

Klystiere werden ihnen selten, und wenn es die Noth nicht erfordert, gar nicht gegeben. Ein Stück Saife in den After gesteckt, und von Zeit zu Zeit Salzwasser zu trinken gegeben, ist besser, als sie mit Klystieren zu martern.

Ein Umstand, der oft den Kranken die Lust zum Futter nimmt, ist, daß die Zunge zu schmutzig ist; reinigt man sie, so fangen sie oft zu fressen an. Die Augen und die Nase müssen so oft, als es nöthig ist, gewaschen werden. Wenn die Blattern zu eitern anfangen, wird ihnen ausser dem Salz und guter Nahrung kei-

ne Arznei mehr gegeben, es wäre denn, daß es der Zufall nöthig machte. Wenn sie bösartig, faul und zusammenrinnend sind, giebt man junge Rinden von Eichen, aromatische Kräuter, Alaun, u. dgl. Wider das Laxiren rathe ich Mehlsuppen, geröstete Brodsuppen, Wachholdermus — Pulver von gerösteten Erbsen — Linsen, mit Eichenrinde gemischt; wenn sich zu den Blattern eine Lungenentzündung gesellt, ist ein Haarseil an der Brust dienlich; und wenn es eine Halsentzündung wäre, ein gelinder Brand mit dem glühenden Eisen auf der Oberfläche der Haut. In allen Wasser- und oedematosen Geschwülsten hüte man sich zu schneiden. Die gute Materie enthalten, da mache man ohne Gefahr einen niedrigen Ort auf, daß der Eiter abfließen kann.

Von den faulen Krankheiten der Schaafe.

——

Unter allen Krankheiten, zu denen die Schaafe geneigt sind, ist die Fäulung das übelste, das gefährlichste, das tödtlichste. Sie bestehet in einer innerlichen Auflösung des Körpers und der Säfte. Wenn die Ursachen zu würken anfangen, die dazu Gelegenheit gegeben,

ben, ist die Nachlassung der festen Theile das erste, was sie erregt. Die Schaafe verlieren ihre gesunde Konstitution, ohne daß sie dem Ansehen nach den Körper zu verändern scheint. Der Leib behält seine gewöhnliche Dicke, ohne seine Gesundheit, Muth und Kräfte zu behalten; das Geblüt nimmt ab, die Thiere fressen wenig; der Körper scheint aber mehr zu- als abzunehmen. In diesem Zustand entdeckt das Auge des gemeinen Mannes nichts von der Krankheit; er freuet sich vielmehr oft über die Zunahme seiner Schaafe, über die Rundung ihres Rücken, die Fülle des Bauchs. Das geübte Aug aber siehet mehr; es bemerkt gewisse Veränderungen in der Miene der Schaafe; eine gewisse Traurigkeit, Niedergeschlagenheit des Gemüths; eine Art von Gleichgültigkeit gegen sich selbst, gegen alles, was sie sehen und sonst lieben. Ein matter, schwankender Gang zeigt ihre Entkräftung an; er ist langsam und verdrossen; sie werden geschwinde müde; sie lassen sich im Treiben zwingen; sie reiten nicht auf einander; sie springen nicht, wie sonst, wenn sie getrieben werden, oder von Hunden verfolgt sind. — Mit der Abnahme der Kräfte verlieren sie die Eßlust, besonders zu weichem und grünem Futter.

Sie

Sie sehen sich mehr nach Heu, nach Körnern, nach Erbsen- und Wickenstroh, nach trockner Nahrung überhaupt, als nach feuchter, um.

Auf der Weide halten sich die Schaafe bei trocknen Gewächsen auf. Sie berühren eine Menge andere, ohne sie abzubeißen; sie lieben vorzüglich die Sträuche, sie kiefen an ihren Aesten, und beißen die Rinde ab. Die gesalzenen, bittern aromatischen Kräuter und Gewächse scheinen in dem Zustand für die Schaafe ein Lieblings-Futter zu seyn. Auch äusserlich nimmt der geübte Kenner Erscheinungen wahr. Die Augen, die im gesunden Stande gefärbt, glänzend und feurig aussehen, haben ihren Glanz verloren.

Im Anfange fallen sie in eine gewisse Traurigkeit, in eine Mattigkeit und in ein gewisses Was, das sich nicht sagen läßt. Sie sind die Theile, aus denen man auf den innern Zustand des Körpers und der Eingeweide mit Sicherheit schließen kann. Sobald sie anfangen zu nassen, zu thränen, zu seigen, das Feuer zu verlieren; bläulich, bleichsichtig, gelbe und todtenfärbig zu werden; sobald sich die Gefäße vermindern, erweitern, und gleichsam in Wassergefäße verwan-

wandeln: so ist es ein Zeichen, daß sich die Krankheit vermehrt, die Fäulung zugenommen habe — daß die Säfte aufgelöst, das Blut verdorben sey. Wie die Augen an Lebhaftigkeit und die Häute an Glanz abnehmen: so verliert das Zahnfleisch, die Lippenhaut und die Zunge ihre natürliche Farbe und Festigkeit. Das Zahnfleisch wird locker, es verwandelt sich in eine Art von Schwamm; es schwillt am obern Theil, besonders beym Anfange des Halses, der Zähne auf; es ragt zwischen den Zähnen hervor, und wie es zu schwellen anfängt: verliert es die Oberhaut, verändert die Farbe, wird anfänglich bleich, wässerig und seigt eine Menge Speichel. Bald darauf entstehet ein rauher ungleicher Saum, der an der Wurzel der Zähne braun, und an der Krone oder an dem Halse bleyfärbig ist. In dem Zustand werden die Zähne locker, gelb, braun oder schwarz, das Zahnfleisch stinkt; es blutet im Berühren wie bei den skorbutischen Menschen, und bald darauf verlieren die Schaafe die Zähne. Der Zustand, in dem sich die Zunge, die Gaumenhaut, und die übrigen Theile im Maule befinden, stimmt in gewissem Betracht mit dem Zustande überein, wie das Zahnfleisch beschaffen ist; der Unterschied liegt in dem Bau derselben. Immer

mer sind diese Theile locker; immer ist die Zunge unrein, faul, schmierig und schmutzig, vorzüglich am Rücken, am hintern Theile ist sie bleich oder braun. Was die Wolle und die Farbe der Haut von aussen betrift, sehen wir beide verändert, sobald die Krankheit steigt; die lezte artet gradweis und unvermerkt von ihrem natürlichen Zustand ab, und gehet in einem fremden über. Sie bekommt eine eigene Farbe; sie wird blaß, weich und hinterläßt den Fingern ein schwammiges Gefühl, wenn man sie berührt. Die Wolle verändert ihre Farbe, ihren Glanz, ihr Ansehen, und ihren Geruch, wenn man sie mit gesunder vergleicht; sie verfällt in eine gewisse Mätte. Das Oel oder Fett, das sie bei gesunden Schaafen enthält, und in andern Krankheiten immer zu finden ist, hat sich in dieser verändert. Sie haucht einen etwas widrigen Geruch, sie enthält eine Feuchtigkeit, die mehr wässerig als öligt ist.

Endlich giebt sich die Krankheit noch durch den Puls zu erkennen: immer schlägt das Herz und die Arterien matt; immer bewegen sie sich mit Mühe, ohne Nachdruck, ohne Kraft. Nie sind die Arterien rund, sondern gleichsam flach, platt

platt und eingefallen. Den höchsten Grad erreicht die Krankheit, wenn sich Wasser-Geschwülste am Hals einfinden, oder Wasser in der Bauchhöhle sich sammelt. In dem einen und dem andern Fall ist der Körper verartet, und die Eingeweide verdorben; öffnet man die Todten: so findet man Wasserblasen in der Lunge, in der Brust und in dem Bauch. Die Lunge ist allzeit bleich, die Muskeln blaß, die Galle verdorben, die Leber fast allezeit halb faul. In einer ähnlichen Gestalt erscheint auch die Milz.

Das Fett im Netze, im Gekröse, in den Nieren, ist wässerig, aufgelöst, es hat oft eine gelblich-grüne Farbe. Die Därme sind bleich und von der äussern Seite mit einem gelinden Schleime umgeben.

Die Wasserblasen haben eine harte, hornige Haut, und lassen sich nicht leicht durchschneiden. Die Leber, die im natürlichen Zustande derb, braun ist: ist hier weich, locker, bleifärbig, verartet, faul.

Die Gallengänge enthalten gelbes Wasser, so wie die Gallenblase. Sowol in diesen Röhren, als in dem Wesen der Leber, findet man bey Lebenden und Todten viele Würmer. Die Pfortader und ihre Gänge sind auch oft mit an-

gefüllt. — Man heißt sie Egelschnecken. Viele leiten die Ursache der Krankheit von diesen Insekten her, sie scheinen etwas beizutragen, allein, man findet sie auch bei ganz gesunden Schaafen. Die ächten Ursachen der faulen Krankheit haben einen andern Grund. — Die faule Luft, das schlammigte Wasser, die sumpfigen und niedrigen Weiden, das fette und wässerige Gras, der Mangel des Salzes, der Mangel der bittern und gewürzten Kräuter, die nasse Witterung, die feuchten dämpfigen Ställe, die Mast, die üble Wartung und Pflege, die faule Konstitution, mit einem Wort, alles, was die Gesundheit schwächt, giebt Anlaß zur faulen Krankheit der Schaafe.

Alle diese Ursachen scheinen nicht nur auf den Körper, auf die festen und flüssigen Theile, sondern auch auf die Eingeweide, vorzüglich auf die Leber zu würken und ihre Substanz zu verderben.

Alles, was diesen Ursachen entgegen ist, ist Arznei dafür. Berge, Hügel, Anhöhen, besonders diejenigen, die viele bittere Kräuter zeugen, schützen die Schaafe vor der Fäulung, besonders aber ist das Salz das wirksamste Präservativmittel wider die Fäulung. Man

giebt

giebt es in verschiedenen Gemischen, verschiedenen Formen und Gestalten. Man reicht es den Thieren allein, oder sie nehmen es mit Kleien, mit Gersten- und Haberschrot, Isopp, Roßmarin, Galgant, Enzian, mit Fichten- und Eichenrinde, mit Kümmel- und Schierling-Saamen, mit Pulver von großen Ameisen, mit Asche von Wachholderholz mit Wein besprizt. Auch kann man ihnen das Salz mit Salpeter, mit Alaun, mit Pottasche, mit Bittersalz, mit Spiesglaspulver, u. dgl. geben.

R. Salz, 1 Löffel voll.
Asche, 1/2 Löffel voll.
Wermuthpulver, 1/2 Löffel voll.
Roßmarinpulver, — — —
Spiesglas, 1 Quint.

Mische es untereinander und lasse die Schaafe davon lecken.

Doch sind dieses nur Präservativmittel — wider die Fäulung sind sie zu schwach, besonders, wenn die Krankheit schon einen Grad erreicht hat; die Thiere sterben alle.

Diese Krankheit entstehet vorzüglich im Herbst, wenn der Sommer naß war. Salz mit Ofenruß vermischt, ist ebenfalls als ein gutes Mittel anzupreisen.

 Ein

Ein specifisches Mittel aber giebt es wider die Fäulung nicht. Wir wären glücklich genug, wenn wir die Thiere retten könnten, wenn sie die ersten Anfälle durch die Augen verrathen.

Von den Beulen am Rücken oder Erkern.

Im Frühjahr erscheinen bisweilen Krankheiten, die in einem Ausschlag am Rücken bestehen, und nach der Verschiedenheit der Länder verschiedene Namen bekommen.

Es sind Beulen, die nach der ganzen Länge des Rückens entstehen, und von der Größe einer Kastanie sind; sie sind im Anfange ohne Schmerz, und wie ein Rosenkranz in eine oder mehrere Reihen des Rückgrads gelegt; wenn sie eine Weile gedauert haben, werden sie etwas schmerzhaft; hat dieses eine Weile angehalten, so bekommen sie an ihrer Spitze ein kleines Loch, als wenn sie angebohrt wären. Wie dieses zum Vorschein kommt, geht anfänglich etwas Lymphe heraus, die man aber nicht sehen kann, wenn man nicht die Haare wegscheert; drückt man sie, so kommt eine bösartige

Materie heraus; die gemeinen Leute, die sie für Würme halten, sagen: die Fliegen hätten durch einen Stich ihre Eyer hinein gelegt. — Sie entstehen im Frühjahr, vorzüglich wenn eine gählinge Hitze einfällt; diese scheint die erste Ursache davon zu seyn; die andere aber die ordinairen Fliegen, die sich auf dem Rücken aufhalten. Sie haben keine üble Folgen. Man braucht nichts anders, als sie mit Essig, oder einem Absud von Nußblättern, mit Essig und Lauge vermischt, zu waschen. Andere Beulen entstehen bisweilen am Kopf, am Halse, am Bauch, in den Weichen, zwischen den vordern Schenkeln. Diese erscheinen gleich mit Fieber. Die Schriftsteller nennen es das fliegende Feuer. Sie haben eine besondere Hitze, gehen auch schwer in Eiterung; demungeachtet sterben die Thiere oft in 24 Stunden, in 2, in 4 Tagen.

Bei den Beulen, die am Kopf ausbrechen, sterben sie geschwinde. Sie wechseln von Zeit zu Zeit; vom Kopf auf dem Hals, vom Hals auf dem Bauch. Die gefährlichsten sind, die am Kopf erscheinen — minder gefährlich sind sie, wenn sie sich an die hintern Schenkel se-

 tzen;

zen; das Fieber ist mittelmäßig, die Thiere genießen ihr Futter, die Hörner sind bald warm, bald kalt. Bei den Thieren, die daran starben, waren die Eingeweide krank, das Herz schlaff, die Lunge und Leber weiß, die Galle aus ihrem natürlichen Stande, in eine dünne und wässerige aufgelößt, das Fleisch weißlich, an der Oberfläche der Haut geronnene gelbe Lymphe, die in größerer oder kleinerer Menge war, nachdem die Beulen mehr oder weniger in ihrem Umfange hatten; wo die Lunge entzündet war, hatten die Thiere einen trocknen Husten, die mehrern aber waren gesund. Die Mittel, die dawider angewendet wurden, bestehen aus Weidenblättern, Salpeter, Schießpulver, Enzianwurzel; es scheint aber, daß weder das eine noch das andere genüzt habe. — Salz, Eichenrinde, gute aromatische Kräuter, Salzstein, den starken Thieren Eiterbänder zu ziehen, sind unsere Mittel. — Die Beulen müssen geöfnet werden, so bald sie weich zu werden anfangen. Die Einschnitte müssen nicht klein, sondern gros und nach der Länge gemacht werden. Diese Krankheit steckt nicht an, sie ist eine wahre Epidemie.

Von dem Windkopf oder fliegendem Feuer.

Es ist ein bloßer Zufall, und oft einer von den übelsten Zufällen, wenn sich die Windgeschwulst am Kopfe zum fliegenden Feuer gesellt. Gemeiniglich entstehet sie, wenn sich die Sugillation ausgießt, oder in eine Verderbung übergeht. — Bei allen Windgeschwülsten werden die Scarrifikationen angerathen, folglich auch bei diesen. Ich scarrifizire nicht leicht, denn sobald sie geschröpft wird, fließt ein stinkendes Wasser heraus; (befühlt man die Haut, so bemerkt man ein kleines Geräusch unter derselben) die Theile verderben, sobald die Luft eindringt. — Salzwasser, Bähungen von aromatischen Kräutern — Wein — sind gut; die Thiere sterben aber doch meistens, weil die Theile meistens in Brand übergehen, dieses geschieht zwar allezeit, es mag geschröpft werden oder nicht. — Sind die Windgeschwülste an andern Theilen, so sind sie nicht so gefährlich; es ist freilich mehr ärzlich, wenn man scarrifizirt; wahr aber ist es auch, daß die Thiere allezeit früher dadurch sterben. — Im ersten Fall kann koagu-

koagulirte Lymphe ausfließen; im zweiten aber, wenn schon scarrifizirt ist, dringt die Luft hinein, und verderbt die Theile. — Wenn man aus den Augen, der Zunge, rc. bemerkt, daß das Blut in keinem guten Zustande ist, so rathe ich die Eichenrinde und andere nicht sehr bittre Dinge — als die besten Arzneien an.

Von dem Wackeln der Zähne.

Wir theilen das Wackeln der Zähne in zwei Gattungen ein; erstlich: wenn der Umstand von einem lokalen Uebel entsteht, wenn nemlich das Zahnfleisch in keinem guten Zustande ist; — und zweitens: wenn der ganze Körper krank ist. — Wenn man zu einem solchen Umstande gerufen wird: muß man eher den Zustand des Körpers, als die Zähne betrachten; sind die Thiere mager, oder aufgeblåht, die Augen bleich, die kleine Thrånendrüse — die Haare, entfårbt: so kommt das Wackeln der Zähne von keiner lokalen, sondern von einer Ursache her, die den ganzen Körper belåstigt und krank macht. — Sind diese Ursachen nicht vorhanden, und die Körper in bessern Umstånden: so besiehet man die Zähne, ihre Farbe; ob sie weiß, gelb, schwarz;

schwarz; ob nicht Weinstein oder andere fremde Körper zugegen sind, die das Zahnfleisch drücken, und machen, daß die Zähne los werden. — Wenn sich der Weinstein um den ganzen Zahn herumlegt, das Zahnfleisch drückt, und gleichsam ein Band macht: so werden die Zähne los. — Wenn man den besten Zahn tief am Zahnfleisch bindet: so fällt er in kurzer Zeit aus. Eben dieses thut der Weinstein. — Wenn man ihn nun als die Ursache dieser Krankheit findet: so sticht oder schabt man die harten Spitzen ab, und wäscht das Maul mit aromatischen Kräuterwassern von Roßmarin, Isopp, Salbey ꝛc., Wein mit Alaun versetzt.

Ist aber der Körper in einem übeln Zustande: so wird dieses Verfahren wenig oder gar nichts helfen. Ist es der Skorbut, der die Zähne los macht: so wird man nicht fertig, die Thiere durch Arzneyen gesund zu machen; und brächte man es auch dahin: so würden wohl die Arzneyen mehr als die Thiere kosten. Das meiste kommt auf die Zeit an, in der man ist. Ist es im Frühjahre, wo man die Thiere auf die Weide bringen kann: so läßt man das Maul reinigen, ehe sie ausgetrieben werden. Die Thiere suchen sich alsdann die Pflanzen, die ihnen gedeihen. Salztrank, Küchenkräuter ꝛc., sind nebst diesen gute Mittel.

NB. Auch Absüde von Eichenrinde mit Geist oder Weineßig geschwängert, sind gleichfalls vortrefflich. Wenn dieses Verfahren nicht hilft: so sind die Thiere verloren.

Man hüte sich aber, die Thiere in niedrige, sumpfige Weiden zu treiben. — Diese Krankheit wird überhaupt von den gemeinen Leuten das Maulwehe genannt.

Von den Schwämmen im Maule.

Schwämme im Maule sind Auswüchse in der Gegend der Zunge, die — wenn man sie mit einer Krankheit vergleichen will — in dem bestehet: was bei den Kindern der Frosch ist. Es ist eine Krankheit, die von übler Konstitution herkommt, die man heilt, wenn man das Verhalten der Thiere genau erwägt. — Oft entsteht sie von übel gebauten Ställen — oft im Sommer, wo die Witterung sehr veränderlich ist. Sie ist epidemisch. — Salz, äusserliche und innerliche adstringentia sind Mittel dafür. — An der Zunge entstehen auch bisweilen kleine Blattern, die ein wenig Wasser enthalten. Wo diese zugegen sind, reibe man die Zunge mit

Salz

Salz und gewürzten Kräutern; wenn sich die Blattern ausgiesen, zusammenrinnen, und tiefe Geschwüre machen, so muß man Hülfsmittel anwenden; da ist aber die Krankheit weit gefährlicher.

Die Geschwüre, die daraus entstehen, sondern eine stinkende Jauche ab; sie werden nie roth, sie sind meistens blaß, oder blau, und so lange sie so bleiben, heilen sie nicht. — Die Blase auf der Zunge ist meistens von der Größe einer Haselnuß; sie kommt rückwärts ziemlich tief an der Wurzel der Zunge zum Vorschein. Sie enthält Wasser.

Schon aus der Farbe kann man sehen, was sie für Folgen haben werde. Ist sie blau, so ist sie bösartig; ist sie gelb, so ist sie minder böse; am wenigsten gefährlich ist sie, wenn sie weiß ist. — Wie die Farbe von außen ist, so ist auch der Grund gefärbt. Die verdorbenen Theile fasern sich ab, so wie sich die Knochen abblättern.

Salzgeist mit Honig — aromatische der Fäulniß widerstehende Kräuter, sind gut dafür. Wenn man sie öfnet, so ist es besser, wenn es

mit

mit der Scheere, als mit dem Messer geschieht. Sehr gefährlich ist es, wenn mit der Blase auf der Zunge noch andere Blasen um den Mastdarm entstehen. In diesem Fall büßen oft ganze Heerden ihr Leben ein.

Von der Rachenseuche oder der brandigen Bräune.

Es sind zweierlei Krankheiten im Rachen, denen das Hornvieh ausgesezt ist; beide sind nicht sehr gemein; beide existiren aber. Die erste ist: die bösartige oder gangrenöse Bräune; die andere: das gemeine Halsweh. Das bösartige Halsweh gehört unter die Zahl der gefährlichen, ja tödtlichen Krankheiten; sie ist fast allezeit contagiös. Bisweilen ist sie ein zufälliges, bisweilen ein eigenes Uebel. Zufällig ist sie, wenn sich die giftige contagiöse Materie im Körper verirret, und, statt eine Entzündung in den Eingeweiden, der Brust, oder des Bauches zu machen, auf die Theile im Rachen fällt, und allda den Brand hervorbringt. Ein eigenes Uebel ist die bösartige Bräune, wenn eine Ent-

zündung im Halse entsteht, und die Theile allda zernichtet und zerstört.

Die bösartige Bräune erscheint mit den Zufällen, wie alle bösartigen Seuchen, mit großer Angst, Schauer, Sträuben der Haare, Brennen im Körper, das sich bis unter die Schultern — selten bis an die Knie, noch seltener bis an die untern Schenkeln oder Klauen erstreckt. Dieses nenne ich die erste Epoche des Uebels. Sie dauert meistens zwei Tage; sie müßte nur die Thiere früher tödten; dann hört die Regel auf. Unter der Zeit entzünden sich die Augen, und treten langsam aus dem Kopfe. Die Schleierhaut wird roth, und mit dieser auch die durchsichtige Hornhaut. Wie die Zufälle wachsen, findet sich Husten ein, der im Anfange kurz und leicht ist, der aber seine Stöße und Dauer vermehret, wie der Reiz größer wird. Je schneller die Vermehrung geschieht, desto mehr hat man zu fürchten, daß die Entzündung des Rachens durch die Kehle in die Brust übergehe.

In diesem Zustande stehen die Thiere einen oder anderthalb Tage still, ohne sich umzusehen.

Der

Der Körper ist meistens gestreckt — der Hals scheint, besonders im obern Theil, etwas steif zu seyn. Befühlt man die Kehle und die Backen, so klagen die Thiere Schmerzen. Diese Gegend ist bisweilen mit, bisweilen ohne Geschwulst. Im ersten Fall ist das Uebel ärger, als im lezten. Das Maul und die Zunge sind heiß, die lezte meistens entzündet, und mit einer kothigen Haut bedeckt, manchmal auch trocken. Wie sich die Zufälle vermehren, strecken die Thiere den Kopf, und legen die Hörner zurück, um sich das Odemholen zu erleichtern. Das Odemziehen wird mühsam, rasselnd, beschwerlich, das Weisse in den Augen wird bläulich, die durchsichtige Hornhaut entfärbt sich, die Nasenlöcher seigen viel Schleim, das Maul viel Geifer — das lezte ist meistens offen.

Der Nasenschleim hat nach den Umständen verschiedene Gestalten und Farben; bald ist er wässerig, dicht, zähe; bald weißlich, gelb, grün, braun, blutig, eiterfärbig, faul und stinkend; im lezten Fall ist er am übelsten. Wenn der Schleim aus der Nase eiterartig ist, ist er gut; weniger gut, wenn er gelblich; noch übler, wenn er grün, mit Blut gestreift; und am

schlimm=

schlimmsten, wenn er die lezten Eigenschaften hat. Die Theile im Rachen, der Grund der Zunge, die Nasen- und Gaumenhaut, die Luftröhre und Lungen, gehen nicht selten in Brand über. — Die zweite Epoche der bösartigen Bräune erscheint den 3, 4, höchstens den 5ten Tag. Die Zeichen, die sie verrathen, sind: das Nachlassen der Hitze und natürlichen Wärme der Haut; das Aufsteigen der Haare, der Frost von aussen, die Angst und innerliche Hitze; das Nachlassen der Kräfte, die blaue Nasenhaut, die todtenfärbigen Augen, die Zuckungen in der Haut ꝛc. Wo sich immer diese Zeichen einfinden, muß der Thierarzt den Tod vorsagen. — Das, was die bösartige Entzündung im Magen, die faule Ruhr in den Därmen, die brandige Entzündung in der Brust erregt, bringt die bösartige Bräune in dem Rachen hervor. Doch hat jedes von diesen Uebeln seinen eigenen Karakter und Unterschied. Vielleicht ist die faule, brandige Rachenentzündung nichts anders, als eine Pestbeule. Pestbeulen entstehen zu verschiedenen Zeiten und Orten des Körpers: sie haben den Ausgang wie die Karbunkeln; sie werden meistens brandig; wenn sie in Materie übergehen, verdienen sie den Namen nicht. Die Behandlung

lung der Pestbeulen schließt sich in sehr enge Grenzen ein. Wenn eine Seuche mit Pestbeulen erschiene, würde ich sie mehr der Natur überlassen, als ich sie brennen, äzen, schneiden würde. Sie bleiben entweder, wo sie sind, und gehen in Eiter über, oder sie gehen zurück. Ist die Natur disponirt, die giftige Materie wieder aufzunehmen, so ist der Arzt nicht im Stande, sie zu heilen; und sollte er es hindern können, durch Brennen, Aezen, so wird er das lokale Uebel ärger machen.

Durch eben das Aufstreuen der Aezmittel glaube ich, daß so viele Pestbeulen zurückgegangen sind, und sich zertheilt haben. Ich würde also weder Einschnitte machen, noch sonst etwas thun; denn entweder hat die Natur die Krankheits-Materie ganz, oder nur zum Theil übersezt. Ich würde das Messer nicht eher gebrauchen, als bis der Abszeß reif ist, um ihn zu öffnen; die Theile fleißig baden, oder mit erweichenden Kräuterabsüden, als von Heublumen ꝛc. öfters bähen lassen: dieses sind die Mittel, einen Abszeß zu formiren, wenn anderst die Natur mitwürkt.

Von der Heilung der bösartigen Bräune.

Was die Heilung der bösartigen Bräune betrift: kommt das meiste auf äusserliche Mittel und auf gutes Verhalten an. So lange die Krankheit heiß, und das Fieber heftig ist, so lange ist die kühle Luft die würksamste Arzney.

Alles, was auf diese und auf die Reinlichkeit der Ställe Beziehung hat, muß angewendet werden. Jedes Mittel, das durch seinen Reiz die Entzündung an die äußern Theile lockt, muß angewendet werden. Die Absengung der Haare ist in diesem Falle sehr gut; sobald von dem Sengen Blasen entstehen: müssen sie geöffnet und mit Terpentinöl geschmiert werden. Wenn man im bösartigen Halswehe die Theile brennt: so läßt man die Thiere halten, oder bringt sie in einen Nothstall. Dieser Ochsenstand — Nothstall — Ochsenzwang — muß auf eine besondere Art gemacht werden, daß man die Thiere, ohne ihnen zu schaden, fest halten kann. Ist der Reiz, den die Fackel erregt hat, noch zu gelinde: so ziehet man das glühende Eisen vor. Die birnförmigen sind in diesem Fall die besten. Man kann auch versuchen: einige mit Fackeln zu sengen, und mit Terpentin zu schmieren —

andere mit glühendem Eisen zu brennen – diesen ein Eiterband zu ziehen – jenen die Nieß-Wurz zu stecken. Ist der Körper frisch, das Blut gesund, nicht aufgelöst; ist die Seuche mit keinem Faulungs-Fieber begleitet; bemerkt man nach dem Tode keine Fäulung im Blute: so läßt man so viele kleine Adern, als in der Gegend sind, oder man sticht den Gaumen. Ist aber die Seuche mit faulem Blute und Fieber begleitet: so muß man den Thieren keinen Tropfen Blut nehmen. Man muß das Maul mit gesalzenem Essigwasser waschen, ihnen dreimal des Tags gesalzene Klystiere geben; gesalzenes Mehlwasser oder Heubrühe zu trinken reichen. Die übrigen innerlichen Arzneyen machen selten gute Wirkung, ausser denen, die der Fäulung widerstehen; als: Salz, Absüde von Brod mit Eichenrinde ꝛc. Bey der zweiten Epoche bedient man sich des Kampfers, Viehtheriacks u. dgl.

Von der gutartigen Entzündung des Rachens.

Die gutartige Entzündung des Rachens ist beim Hornvieh äusserst seltsam; doch hat man Beispiele, daß sie nicht davon ausgeschlossen sind.

Man

Man hat sie einzeln und epidemisch herrschen gesehen: nie aber ein Beispiel wahrgenommen, daß sie ansteckend gewesen wäre. Bei Pferden ist sie gemeiner, vorzüglich bei jungen. Sie fallen so oft darein, als sie in die Drüsen verfallen. — Sie entstehet mit Schauer — Fieber — Nachlassung der Kräfte; — darauf folgt Traurigkeit — Hitze — Husten — widernatürliche Bewegung der Flanken, des Herzens und der Schlagadern — trübem und braunem Harn.

Wenn das Hornvieh in die Rachenentzündung verfällt: so fängt es an zu geifern — der Speichel wird dick, zäh, — die Nasenhaut entzündet, trocken, mehr oder weniger über ihre natürliche Farbe erhöhet; das Maul heiß; die Zunge schmutzig, mehr oder weniger angelaufen, oder in ihrem natürlichen Stande.

Die Augen sind allezeit roth, besonders im Fieber; den Pferden lauft der Roz aus der Nase, der Anfangs dünn, und nach wenigen Tagen dick und häufig rinnt. Wenn sich der Auswurf stillt, so schwellen den Pferden die Drüsen im Kehlgange an, entzünden sich und gehen in Eiter. Geschieht das lezte nicht, so wirft die Natur die kranke Materie bisweilen auf die Schenkel, auf die Gelenke, auf die Eingeweide

des Bauches, auf die Lungen, und verursacht langwierige Uebel, nicht selten den Tod.

Es ist ein übles Zeichen, wenn die Thiere mit Mühe Odem holen; wenn sie rasseln oder schnarchen; meistens geschieht dieses, wenn sich die Entzündung weit ausdehnt, der Luftröhrenkopf viel leidet; die Ohren-Drüsen-Geschwülste einen heftigen Umfang haben, und die Kehle drücken.

Wie es im Rachen aussieht, muß man von aussen und aus den Zufällen schließen, die die Entzündung begleiten. Reisen, warme Ställe, Veränderung des Wetters, des Wassers, des Futters und der Luft, sind gewisse specifische Ursachen, die den Pferden die Kehlsucht erregen.

Diese Krankheit dauert länger oder kürzer; bei Ochsen 6-7 Täge; bei Pferden 12. 14. 21. 30 Täge, auch noch länger, wenn sich die Materie im Körper verirrt, und auf die Schenkel oder andere Theile fällt.

Bei Ochsen endiget sie sich meistens durch Geifern. Bei Pferden durch den Nasenroz — Abszesse in den Ganaschen, in der Gegend der Kehle, oder andern Theilen des Körpers, etc. Auch kann sie sich durch Bauchflüsse und den

Harn

Harn endigen. Nie aber habe ich sie durch den Schweis endigen gesehen.

Alles, was das Geifern befördert, das Fieber mäßiget, die Entzündung aus dem Rachen an die äussern Theile lockt — sind Hülfsmittel für diese Art Entzündung bei Ochsen. Die Mittel, die dem Fieber am meisten widerstehen, sind: Schatten, frische Luft, frisch gesalzenes Wasser mit Honig, Salpeter, Salz, Gerstenmehl mit Honig, oder Kreen mit Honig — und leisten in diesem Fall gute Dienste. — Klystiere wendet man an, wenn die Thiere selten und schwer misten — sonst aber gebe man keine. — Das Geifern befördert man, wenn man ihnen das Maul und die Zunge oft mit frischem Wasser wäscht, und einen Kauball von Gerstenschrot und Küchensalz zweimal des Tags einlegt. Die Entzündung des Rachens an die äussern Theile zu locken, sind: das Reiben mit Terpentinöl und das Brennen der Haare mit Fackeln. Alles, was den Auswurf in der drüsigen Kehlsucht bei Pferden befördert durch die Nase, ist Arznei. Alles, was den Ausbruch der Beulen am Halse hindert, und den Auswurf durch die Nase stöhrt, schadet. — In dem Umstand handelt der Thierarzt übel, wenn er

Ader läßt, oder trockene Rauchwerk braucht. Der handelt gut, der laue Wasserdünste anordnet, und die Kranken durch die Nase einhauchen läßt, wenn der Dunst nicht zu heiß ist. Jeder handelt übel, der die Pferde in der Krankheit in warme Ställe einsperrt, mit warmen Decken bedeckt, die Kehle mit Oel, mit Wagenschmiere, Unschlitt, Gänsefett, Eibisch- oder Pappelsalbe ꝛc. beschmiert, oder den Thieren gar zum Schwitzen und Purgieren eingiebt. — Honig mit Gerstenmehl, Schrot, Terpentin, Latwerge, und folgende sind gut:

R. Gepulverte Alantwurzel	10	Loth
Fenchelsaamenpulver	1	—
Spiesglasschwefel	1	—

Vermische alles wohl mit 1 Pfund Honig und 4 - 6 Loth Hollundernuß. Von dieser Latwerge giebt man den Thieren des Tages zweimal vor dem Futter einen kleinen Eßlöffel voll, und nebst diesen Arzneimehlwasser mit Salpeter und Honig zu trinken.

Die äusserlichen Mittel sind Bähungen mit warmem Wasser oder erweichenden Kräuterbrühen vermittelst eines Schwamms. Das Aufbinden der Haasen- oder Schaaffelle, Kräutersalbe, Breyumschläge, u. dgl.

Von der Gelbsucht des Hornviehes.

Die Gelbsucht bereitet der Winter, und das Frühjahr brütet sie aus; doch ist sie eben nicht so gemein, wenigstens in dem Grade nicht, wo sie den Namen verdient.

Ehe sie entsteht, arten die Dauungswege in ihren Verrichtungen — der Körper, das Blut, besonders aber die Leber und die Galle, von ihrem natürlichen Zustande ab.

Mehr als eine Ursache geben Anlaß dazu; der Winter, der Mangel an Bewegung, der freien Luft, das dürre Futter, besonders aber die verdorbene Nahrung. Weil sich die Krankheit langsam bildet, so folgt, daß sich die Ursachen, von denen ich rede, im Körper langsam entwickeln; daß durch ihre Entwicklung die festen Theile eine solche Würkung annehmen, die die Leber schwächt, das Blut und die Galle verdirbt. Sobald das lezte geschieht, wird die Milz dünn und locker — die Leber verändert — die Galle entfärbt; es bilden sich gipsartige spitzige Steine, nicht nur in dem Gallengang, sondern in der Gallenblase selbst.

Die Leber ist allezeit weißlich, bald mehr, bald weniger hart. Ochsen, die jung geschnitten werden, scheinen dieser Krankheit mehr, als andere, unterworfen zu seyn. Der Zustand, in welchen ihr Körper durch das Schneiden verfällt, scheint Schuld daran zu seyn. Das Fett wird feiner und zarter; die Fetthaut sammelt alsdenn mehr Fett; die Hörner werden stärker und länger; der Hals dünn und lang; der Instinkt, das Gefühl, der Hang, die Natur im Ganzen betrachtet, wird verändert. Im engen Verstande sind die geschnittnen Ochsen kein Hornvieh mehr; sie sind gleichsam veränderte Wesen; sie participiren nur in gewissen Stücken von den Thieren, von denen sie entsprossen sind.

Ich weis, daß sie eigene Krankheiten haben, die an den Krankheiten des Rindviehes mehr oder weniger Antheil nehmen, und dieses geschieht blos durch die Veränderung, die auf das Schneiden folgt. Wenn ich recht gesehen habe, so sind die geschnittenen Ochsen mehr zu kronischen, als zu hitzigen Krankheiten geneigt. Der Grund liegt in der Leibesbeschaffenheit. Die Zeichen, welche die verdorbene Galle, abgeartete Leber und Steine, in

der

der Gallenblase andeuten, fordern einen geübten Arzt. Es sind folgende: die Augen senken sich tiefer in den Kopf, sie scheinen, kleiner, magerer zu werden, sie sind wässeriger, als sonst. Das Weisse in den Augen wird bleich, milchfärbig und verliert seinen Glanz; die Traubenhaut verändert ihre dunkelbraune Farbe in eine lichte. Die Lust zum Futter nimmt ab; das Wiederkäuen wird matt; der Koth verliert seine dichte und dunkelgrüne Farbe; oft ist er aufgelößt, gelb, braun-galligt; bald fest, bald knoperig, bald dünne; bald riecht er gar nicht, bald stinkt er äusserst heftig.

Diese Verschiedenheiten hängen von der übeln Dauung, der verdorbenen Luft in den Ställen, von Wartung und Pflege, der bessern und schlechtern Nahrung der Thiere ab. — Thiere, die verdorbene Galle und schlechte Leber haben, haben fast allezeit einen kleinen, matten und geschwinden Puls, die Theile im Maule sind gelbroth.

Die Zunge ist schmutzig, kothig, mehr oder weniger aschfärbig oder auf eine andere Art entfärbt. Gehet das Uebel weiter, oder entsteht es gleich im Anfang des Winters; so wird das Weisse in den Augen und der Koth

auf der Zunge etwas gelb; und alsdann verdient sie erst den Namen Gelbsucht. Die Milch, die Butter nimmt ab und werden sehr bitter. Man sagt, sie gerinne; was aber gewiß wahr ist, ist — daß sie äusserst bitter wird. — Es ist schwer, diese Krankheit zu heilen, so lange der Winter dauert, und die Thiere trocknes Futter genießen; vorzüglich wenn das Uebel schon weiter gekommen ist. Dieses geschieht allezeit; denn anfänglich wird der Arzt nicht gerufen, und die Leute kennen es nicht.

Wenn man es aber kennt, so sind die einzigen Mittel diejenigen, die die Ursachen abschaffen, die zu Verderbung der Galle Gelegenheit geben. Was immer die Dauung befördert, ist Arzney: Luft, Bewegung, Reinlichkeit der Ställe, des Körpers; doch hat die Wahl des Futters immer den ersten Rang. Das Verdorbene muß der Arzt verwerfen, und dem Gesunden den Vorzug geben, besonders der Gattung, die leicht zu verdauen ist, die dem Blute Kraft, und dem Körper Stärke giebt. Zu diesen gehören die milchigen, saifenartigen, die süssen, gelindgewürzten, Feld- und Garten-Gewächse. Die Kleien, der Schrot, Haber, Gersten, Staubmehl, die Treber, die Krautblätter, die

weißen

weißen und gelben Rüben, gutes Heu, guter Haber; Gersten- und Weizenstroh, Salz, Myrrhen, Rinden von wilden Kästen- Aepfel- und Weidenbäumen, frisches Tannenreissig, gelinde aromatische Kräuter, die nicht sehr bitter sind; als: Isopp, Roßmarin, frische Tannen- und Fichtenreuße, sind auch den Gesunden im Frühjahre dienlich.

Nichts ist besser als das Frühjahr und gesunde Weiden; bringt man sie bis dahin: so findet man fast alles in der Natur, was die Kunst verordnen kann. Im Winter ist es nichts seltenes, daß dem Hornvieh in der Leber Steine wachsen, wie bei den Pferden die Magen-Würme; sobald sie auf die Weide kommen, werden die Säfte gesund; der Körper erholt sich; die Steine lösen sich auf, und die Würme verlieren sich.

Von der Brust- und Lungenentzündung.

Diese Krankheit hat einen dreyfachen Charakter: sie ist bisweilen gutartig, bisweilen epidemisch, und bisweilen ansteckend; in den beiden ersten ist sie, was alle Krankheiten sind, die Menschen und Thiere plagen: gelinde, gefähr-

fährlich oder tödtlich; als contagiös betrachtet, ist sie meistens tödtlich.

Von welcher Gattung die Lungenentzündung ist, so erscheint sie mit Frost, Schauer, Fieber, sträubigen Haaren. Auf diese Zufälle folgt Husten, schweres Odemziehen, das Herz und die Schlagader bewegen sich in einer Minute, nach der Beschaffenheit des kranken Zustands des Körpers, und nach der Verschiedenheit der Art der Thiere, 50, 60, 70, 80, auch mehrere male. Der Puls ist hart, gespannt, voll; er widerstehet den Eindrücken der Finger. Die Nasenlöcher und Flanken sind beständig in heftiger Bewegung; der Odem, die Hörner, die Ohren, die Haut im Umfange des Körpers, sind heiß; die Zunge rauh und dürre, sie brennt die Hände, wenn man sie berührt. Betrachtet man die Augen: so sind sie entzündet, traurig, steif; im Anfange glühen sie, in der Mitte sind sie trübe, und am Ende eingefallen. In diesem Zustande stehen die Thiere, ohne sich niederzulegen; klopft man ihnen an die Brust: so verrathen sie einen Schmerz, der ihnen sehr empfindlich; drehet man sie um: so treten sie zuerst mit den hintern Schenkeln auf die Seite, alsdann wenden sie sich erst mit den

vordern, um den Körper in einer gleichen Richtung zu erhalten.

Gleich nach dem ersten Schauer hört das Wiederkäuen auf; die Absetzung des Mistes ist gehindert. Der After verschließt sich; die Milch nimmt ab, wird zähe, schleimig, dick und gelb.

Der Husten, der sich bei Entzündungen der Brust einfindet, ist im Anfange der Krankheit kurz, trocken, und der Ton verstimmt; die Thiere verrathen dabei einen sehr empfindlichen Schmerz; je länger er bleibt, desto mehr hat man zu befürchten; je früher er die Dürre und den verstimmten Ton verliert, desto mehr hat man gutes zu erwarten. Doch muß man weder bei Ochsen noch Pferden einen großen eiterigen Auswurf hoffen. Geschieht das lezte, so geht die Lungenentzündung in die Lungensucht über; kommt er aber gleich im Anfange, so ist es übel.

In allen Brustentzündungen ergreift die Entzündung die Brusthaut, und die Oberfläche der Lungen. Bisweilen leiden dabei die Muskeln zwischen den Rippen; bisweilen der eine, bisweilen der andere Flügel der Lunge. Nie

habe

habe ich das Herz, den Herzbeutel entzündet, und durch den Brand verdorben gesehen. Bei wenigen war das Mittelfell entzündet. Alles, was die Werkzeuge des Odemholens reizt; die Lungenbläsgen in ihren Verrichtungen hindert, muß der Arzt als Ursachen betrachten, als: Abänderungen der Witterung, Hitze, Dürre, Nässe, Nebel, Regen, Ausgüsse stehenden Wassers oder Teiche, die die Weiden mit Schlamm und Unreinigkeiten bedecken, die leicht in Fäulung gehen. Nordwinde, Schneewasser, faules Gras, unterbrochene Ausdünstung — machen, daß die Thiere in Lungenentzündungen verfallen. —

Doch gehört von Seiten des Körpers eine besondere Neigung dazu, vorzüglich von Seiten der Lungen. Diese Disposition ist besonders dem Frühjahre eigen, wenn Hitze und Kälte oft mit einander wechseln; allein auch dieses ist nicht gewiß zu bestimmen, weil sie nicht in jedem Frühjahre erscheint. Denn sie überfällt oft in einem Jahre das Hornvieh; in einem andern die Pferde; in einem andern die Schaafe, rc. obschon alle zusammen in einem Orte leben. Auch im Sommer, im Herbst, im Winter, sind Lungenentzündungen erschienen; allein auch diese

Erschei-

Erscheinung hat nichts besonders. Nach den Umständen sind die Lungenentzündungen in ihrem Ausgange, Dauer und Gefahr verschieden; selten werden die Thiere vor dem 12 oder 15 Tage besser; wenn die Krankheit anders von Bedeutung ist. Meistens sterben sie von dem 3 bis 6ten, oder 6 bis 9ten Tag, wenn das Uebel tödtlich ist. Die Krankheit endet sich durch die Auflösung, Verwachsung der Lungen mit dem Rippenfell; durch Vereiterung und Geschwüre, und bisweilen durch den Brand. Alle, die stark aus der Nase stinken, oder Blut dadurch auswerfen, sterben. Wenn sich die Pferde nicht bis zum 15 Tag bessern; so erwartet man den 18 eine Krisis durch den Harn, wenn keine Beule an den Ohrendrüsen, oder ein anderer Auswurf erscheint.

Diejenigen, die sich bis den 18 Tag nicht bessern, sterben — verfallen in den Dampf, oder bekommen Geschwüre in den Lungen. Bei den Ochsen endet sich die Krankheit durch den After; noch habe ich keinen davonkommen gesehen, der bei entzündeter Lunge in Durchbruch verfiel. Wenn hingegen Pferde in den Durchbruch verfallen, so büßen die meisten ihr Leben ein. Wer sich mit dieser gefährlichen

Krank-

Krankheit recht bekannt machen will, der muß die Todten öfnen, und alle Zufälle genau erwägen. Die Leichenöfnungen zeigen, daß die Pferde, Kühe, ꝛc. schnell ihr Leben einbüßen, wo das Blut sich in das Gewebe der Lungen verseigt.

In diesem Fall ist nicht nur die Lunge, sondern der ganze Körper krank. Die Thiere rasen und sterben mit Schweis bedeckt. — Dieser Fall ereignet sich, meines Erachtens, nur bei Pferden, die etwas später sterben; z. B. den 16, 18, 21sten Tag: bei denen findet man auf der Oberfläche der Lunge eine 1 auch 2 Finger dicke Haut, die von der gerinnbaren Lymphe entstanden, und mit dem Rippenfell zusammengewachsen ist. In ihren Höhlen oder Säcken, die hin und wieder von dieser Haut gemacht werden, findet man Jauche, die mehr oder weniger stinkt. Die Thiere haben dabei einen eigenen unterdrückten Puls, eine eigene traurige Miene, ein besonderes Odemziehen; mit einem Wort, Zufälle, die der geübte Arzt siehet, empfindet, vorsagt und doch nicht ausdrücken kann. Oft findet man neben der erwähnten lymphatischen Haut, eine Menge Wassers in der Brust; oft Wasser ohne diese Haut. In dem einen oder in dem andern Fall

sterben

sterben die Thiere. Eine andere Sache ist es, wenn Materie enthalten ist.

Auch die Luftröhre und ihre Zweige sind bei gewissen Lungenentzündungen mit Schleim angefüllt, der bald weiß, bald dunkelgelb, bald braun, bald blutig, ist. Man bemerkt ihn, wo die Entzündung tief in dem Wesen der Lunge sitzt. Auch in dem Falle haben die Thiere eine besondere Stellung. Das Odemziehen ist geschwinder und kurz; sie stellen die vordern Schenkel auseinander, wie die ermüdeten Pferde; sie strecken im Einathmen den Hals, im Ausathmen biegen sie den Kopf, ohne daß sie die Rippen bewegen.

Bei dieser Art Entzündung haben die Thiere eine äusserst ängstliche Miene. Die Nasenhaut ist etwas feuchter, als wo kein Wasser in der Brusthöhle ist; die Zunge und das innere Maul sind es auch; die übrigen Theile im Maule sind nicht roth, nicht bleich, sondern gleichsam bleyfärbig. Wenn die Ochsen darein verfallen, und vom Stehen ermüdet sind: so knieen sie nieder und ruhen gleichsam aus; bei den Pferden geschiehet zwar dieses auch, aber äußerst selten; und wenn es geschieht, kann man den Tod vorsagen. Der Thierarzt hüte sich, ein

Pferd niederzuwerfen, das die Brust-Wassersucht hat, um Eiterbänder zu ziehen, oder Leder zu stecken: denn wenn es durch Zufall oder durch andere Pferde niedergeworfen wird, so stehet es nicht mehr auf.

Es giebt sehr wenig Aerzte, welche die Brust-Wassersucht und die verschiedenen Ausgänge der Lungenkrankheiten kennen. Das, was ich hier sage, ist wahr; die Natur hat es mir oft gezeigt. Alle Lungenentzündungen, die sich durch Arzneyen oder die Kunst auflösen lassen, zähle ich unter die gute Klasse; alle, die spät eine Krisis machen, unter die gefährliche. Alle, bei denen die Zufälle geschwind steigen, und in kurzem einen höhern Grad erreichen, bringen die Thiere um; alle, wo dem Thiere Blut, Jauche, stinkendes Wasser, aus der Nase läuft, sind tödtlich. Für alle, zu denen sich eine Brust-Wassersucht gesellt, oder sich die Lunge mit dem Rippenfell verbindet, ist weder die Operation, noch ein Arzneymittel, das helfen kann. Jene, bei denen sich Blut in das Gewebe der Lungen ergießt, oder Schaum in die Luftröhre seiget, sterben vom 7ten bis den 10ten Tag. Jene Entzündungen, die die Thiere nicht tödten, sondern die Lungen mit dem

Brust-

Brustfell verbinden, machen die Thiere kurzodmig oder dämpfig; keine Entzündung läßt sich zertheilen, welche der kranke Stimulus zur Eiterung reizt. Nur eine Gattung ist brandig: wo die Kranken aus der Nase stinken.

Alle diese Arten von Brust- und Lungenentzündungen bringt eine besondere Ursache, ein besonderer Stimulus hervor, durch den sie geleitet werden. Das Gefühl der Thiere trägt bei, daß sich dieser oder jener Grad entwickelt, und seinen eigenen Ausgang nimmt. Die guten und übeln Arten dieser verschiedenen Gattungen des Uebels muß der Arzt aus der Stellung der Kranken; aus der Richtung des Kopfs; aus der Neigung und Abneigung zum Futter; aus der Absetzung und Beschaffenheit des Koths und des Harns; aus der Stärke und dem Klange des Hustens; aus der Bewegung des Herzens; aus der Engbrüstigkeit, vorzüglich aber aus dem Steigen und Fallen der Zufälle und des Odemziehens, herleiten.

Von der Heilung der Lungenentzündung.

Alles, was Reiz, Hitze, Beängstigung, erregt, das Odemziehen schwer macht, ist Gift für diese Krankheit.

Bei allen Brustkrankheiten leiden die Lungen am ersten. Bei Entzündungen dieses Eingeweides wird sein Körper mit einer phlogistischen Materie beladen.

Das Leben bestrebt sich, diese Materie zu entwerfen, um die Ursachen los zu machen, die diese Krankheit verschlimmern, oder gar dazu Anlaß geben. Die Ausdünstung der Lunge ist dazu der einzige, sicherste Weg, vermög des Hauches; hauptsächlich im Anfange des Uebels. Auf diesen Dunst, auf diesen immerwährenden und äusserst feinen Auswuchs, hat man bei den Thieren, sowohl im gesunden als krankem Stande, sehr wenig Achtung gegeben. Sanctorinus und Halle sind die einzigen, die diese Ausdünstung beobachtet haben; und ausser dem Hrn. Milron und dem Professor Stoll hat keiner gewagt, zu bestimmen, was für einen Nutzen der Hauch, in Brustentzündungen sowohl, als in andern Krankheiten, in Ansehung der Luft, verschafft.

Die Möglichkeit, die heiße und äusserst phlogistische Materie in den Lungen zu verbessern, und gleichsam abzukühlen, hängt von der Beschaffenheit der Atmossphäre und des Dunstkreises ab, in welchem die Thiere athmen. Ist

der

der lezte mit heissen und dünnen Lufttheilchen geschwängert, so muß er, so viel es seyn kann, temperirt, und von denselben befreit werden: sonst kann aus einer gemeinen Lungenentzündung eine gefährliche oder wohl gar eine Seuche entstehen.

Bei einer solchen Beschaffenheit der Luft nimmt die Entzündung, die Hitze, das Fieber und die Zufälle sichtbar zu; kein Aderlassen, keine Arzneien, wie sie immer Namen haben, erleichtern die Krankheit; je mehr man Blut abzapft, desto schneller sinken die Kräfte; der Puls wird schwach, klein, und die Krankheit übler.

In solchen Fällen bestehet das einzige Mittel in dem: die ausgehauchte, und durch die Länge angesteckte, Luft zu entfernen; die Wege dazu sind: Thüren und Fenster öffnen.

Durch dieses wird die ausgehauchte verdorbene Luft abgeführet, und gesunde in die Ställe gebracht; doch müssen bei der eindringenden Luft die Sonnenstrahlen so viel als möglich entfernt werden. — Bei Armeen, bei Feldlagern, besonders im Kriege, ist das Abhalten der Sonnenstrahlen eine unmögliche Sache. Wälder, Auen, Brunnen ꝛc., wären freilich das beste

 Mittel;

Mittel; allein aus Mangel dieser müssen die Thiere zu Grunde gehen.

Ist die äussere Luft oder Atmossphäre zu dünn, enthält sie auch im Stalle zu viel phlogistische Materie: so müssen sie durch das Aufspritzen öfters mit frischem Wasser, durch das Einsetzen frischer Brunnen kühl gemacht, verbessert, und dephlogistisirt werden.

Durch diese Anstalten wird die Atmossphäre in eine würkende Arzney verwandelt; die Luft, die durch das Odemziehen in die Lunge kommt, kühlt das heisse Blut ab, benimmt und verdünnt die phlogistische Materie durch den Hauch, von welchem im Anfange die Rede war. Diese Würkung der kühlen Luft habe ich bei den Kranken oft bemerkt.

Die Thiere, welche ängstig athmeten, starkes Fieber und Hitze hatten, mit den Augen funkelten rc., wurden besser, wenn ein kühler Regen folgte. Ich bemerkte es hauptsächlich, wenn der Regen dem Winde vorgieng. Die Verschiedenheit der Zufälle, welche man bei Nacht beobachtete, bestärket das Vorige.

Eben so wie die frische Luft die Thiere munter, heiter macht: eben so schadet die zu kalte; sie hat vorzüglich das Schädliche: daß

sie

sie die Ausdünstung verhindert und das Uebel schlimmer macht.

Mit der Luft werden die Thiere von aussen und innen, wie die Fische vom Wasser, umgeben. Sie ist von allen das größte antiphlogistische Mittel, weil sie beständig würkt. Reines und frisches, doch nicht zu kaltes, Wasser, ist ein kräftig, Hitze dämpfendes Mittel; doch ist seine Würkung nicht so dauerhaft wie die der Luft. Gelbe und weisse Rüben, sauere Aepfel, frisches gesundes Gras, Rettig, Meerrettig, Küchensalz, das lezte ist besonders bei den wiederkauenden Thieren dienlich. Ich glaube auch bemerkt zu haben, daß der Salpeter den Husten mehr erregt als gelindert habe, wenn er in grösserer Menge gegeben wurde; daher dienen besser die schleimigen Mittel; als: Mehltrank mit Honig u. dgl. Um die Entzündung von den innern auf die äussern Theile zu locken, muß man vorwärts an der Brust Eiterbänder ziehen, oder Leder stecken; vom glühenden Eisen will ich da keine Erwähnung machen: denn der Grad der Entzüudung ist nicht so heftig wie bei den contagiösen Krankheiten.

Inzwischen kenne ich keine spezifische Mittel wider diese Krankheit. Meerrettig mit Honig —

einige Präparata von Antimonio, und alles, was Ekel macht, ist gut; denn diese Mittel verursachen, daß die Stöße, die der Magen auf das Zwerchfell macht, gleichsam zu einem mechanischen Werkzeug werden, und den in den Lungen angehäuften Schleim durch die Luftröhre herausstoßen.

Von der Diarrhee im Frühjahre; der Drommelsucht oder dem Auflaufen des Bauches; den Gewächsen bei jungen Thieren unter dem Bauch, und der Klauen-Seuche.

Die Diarrhee, die im Frühjahre entstanden ist, ist meistens eine Folge von dem zu frühen Austreiben, oder dem unreifen Gras; von der feuchten Erde, dem faulen Gras, so den Winter übrig bleibt.

Wenn sie entsteht, ist sie meistens gelinde; die Thiere setzen den Koth dünn und grün ab; sie verrathen keinen Schmerz; sie laxiren 14 Tage bis 3 Wochen, ohne daß man eine besondere

Krank-

Krankheit bemerkt. Die Leute brauchen nichts, und was sie brauchen, schadet mehr, als es nützet. Das beste ist: daß man die Thiere nicht zu frühe austreibe, oder ihnen, ehe sie ausgetrieben werden, ein wenig dürres Futter gebe. Ich glaube aber, daß die nämliche Diarrhee heilsam ist, und der Thierarzt nichts thun soll, so lange sie nicht schmerzhaft wird: die Natur befreyet sie vielleicht von der abgearteten Galle. Vielleicht ist sie auch das beste Mittel, die pechigte Materie und die Steine, die sich im Körper befinden, aufzulösen. Wenn aber die Krankheit ärger wird und die Thiere in Drängen und Zwang verfallen: so müssen diejenigen Mittel angewendet werden, die ich bei ähnlichen Zufällen in Epidemien und Kontagionen angerathen habe; als: Heutrank, Mehlsuppen u. dgl. Dieses sind die besten, die wirksamsten und wohlfeilsten Mittel.

Die Drommelsucht.

Die Drommelsucht entstehet später. Meistens entstehet sie, wenn es anfängt warm zu werden, im Juny und July. Die Thiere

 schwellen

schwellen bald am ganzen Körper, bald mehr auf einer oder der andern Seite, auf; gemeiniglich aber dehnt sich der Bauch auf der rechten Seite aus.

Sie ist nichts anders als eine Anhäufung von Luft in den Eingeweiden des Bauchs, und ist, wie alle andere Gebrechen, nach ihrem Grad verschieden. Bald haben sie die Thiere 56 Tage und erlangen keine besondere Dicke; bald schwellen sie zu einer ausserordentlichen Höhe auf. Die Mittel dafür sind verschieden. Man giebt ihnen ein Glas Brandwein mit einem Löffel voll Salpeter versetzt, und läßt sie darauf herumführen; — ich habe sie bisweilen davon besser werden, bisweilen aber davon sterben sehen, wann die Zufälle schlimmer wurden. Fenchel, Anissaame mit Wein — Aloe mit Brandtwein, des Tags zwei = dreimal ein Glas gegeben, hilft bisweilen.

Das beßte Mittel ist folgendes: Fein geschnittenes fettes Kienholz 2 Hände voll, guten weissen Wein 2 Pfund, lasse alles eine gute halbe Stunde sieden, seihe es alsdann durch ein Tuch, vermische den erhaltenen Trank mit

noch

noch 2 Pfund frischem Wein, und gieb dem kranken Ochsen oder Kuhe alle Stunden 1 Schoppen davon.

Die Operation mit dem Trokar ist nicht dienlich; denn die Luft steckt nicht in der Bauchhöhle, sondern in den Därmen, und die Thiere sterben fast alle darnach. Wenn die Drommelseuche nicht zu heilen ist, geht sie in Entzündung der Eingeweide über, und die Thiere sterben mit schwerem Odem.

Gewächse unterm Bauch.

Gewächse unter dem Bauch sind eine Art von Schwamm, der in der Gegend des Nabels entsteht; sie haben verschiedene Farben und Größen; und meistens einen Stiel. Sie entwickeln sich im Körper wie eine Kirsche; sie werden nach und nach immer größer, und so gros wie eine Faust. Die Natur heilt sie selbst; diejenigen, die sie abbinden, machen üble Geschwüre, und statt sie vorher einen Stiel hatten, wird ein breites Geschwür daraus. Die Thiere behalten sie eine gewisse Zeit lange, und endlich

endlich fallen sie, vermög ihrer eigenen Schwere, ab. Bei alten Kühen und Ochsen entstehen diese Schwämme nie.

Klauenseuche.

Die Klauenseuche, das Fußwehe oder Lähme, ist vielleicht die älteste Krankheit des Hornviehes, die beschrieben ist; wir finden aber ihre Namen nur in einigen Poeten und römischen Landwirthen, die davon geschrieben haben. Sie ist sehr gemein. Meistens entsteht sie in sehr heissen Sommern im Juny und July, und geht nach ihrer Dauer fort bis auf den höchsten Grad; doch steckt sie nicht an. Die Thiere fangen an lahm zu gehen; man achtet es aber nicht, bis das Uebel allgemein wird, und viele Thiere zu hinken anfangen. Im Anfang wird der untere Theil der Füße warm; es entsteht eine Art Entzündung, die man aber nur fühlen und nicht sehen kann; — die, wenn sie zunimmt, um die Krone einen kleinen Zirkel macht, der sich wie ein Finger ausbreitet, und den man sieht, wenn die Füße weiß sind. Dieser Zirkel entsteht bisweilen von einer Geschwulst,

schwulst, die sich nicht selten mehr in die Höhe ausdehnt, und den ganzen Schenkel geschwellen macht. Um die Entzündung zu zertheilen, stelle man die Thiere öfters ins fließende Wasser, oder mache ihnen Umschläge von Salzwasser, und lege Fadenküssen, mit eben dem Wasser getränkt, zwischen die Klauen, und befestige alles mit einer Binde. Man hüte sich aber, Stricke dazu zu wählen. Es ist besser, einen solchen Umschlag zu vernähen, oder wenn man ja Binden braucht, so gebe man Acht, daß man sie nicht zusammen rolle. Anstriche von gebranntem Ofenleim, mit Salz und Wasser angemacht, sind vorzüglich gut, wenn die Krone viel geschwollen und entzündet ist. — Läßt sich die Entzündung nicht zertheilen und die Geschwulst wegbringen, so lößt sich die Klaue oben an der Krone ab, und es geht nicht selten eine stinkende Jauche aus dieser Trennung und zwischen dem Spalt der Klaue heraus.

Die Ursache von der Klauenseuche scheint im Blute zu liegen, welches unrein ist, und daß die Natur diese Unreinigkeit auf die Klauen absezt. — Wie sich die Klaue ablößt, suche

man

man den Grund davon, und nehme mit dem Rinnemesser den Horn weg, so weit er abgelößt ist, und benetze den Ort mit Salz- oder Bleywasser; welches letztere aber dem erstern vorzuziehen ist, besonders, wo große Schmerzen zugegen sind. Können die Thiere zu Hause gefüttert werden; so behalte man sie einen Monat zu Hause, und lasse sie nur bei Nacht austreiben. Das baden im Wasser setzt man fort; nur muß man verhindern, daß die Thiere nicht in die Mistpfütze gestellt werden, welches meistens die Landleute zu thun gewohnt sind. Wenn das Uebel zu groß wird, und die Entzündung die ganze Klaue ergreift, geht die letztere bisweilen ganz ab; doch kann dieses durch die Entfernung des abgetrennten Stücks verhindert werden. Ist es aber schon so weit gekommen, so rathe man lieber, die Thiere umzubringen; denn die Nutzung derselben hört in dem Falle auf, die Milch verliert sich, weil die Schmerzen zu groß sind.

Von der Gelbsucht des Hornviehes.

Die Gelbsucht bereitet der Winter, und das Frühjahr brütet sie aus. In der letzten dieser beiden Jahrszeiten kommt die Krankheit zur Reife; doch ist sie eben nicht sehr gemein, wenigstens nicht oft in dem Grade, wo sie ihren Namen verdient.

Ehe sie entsteht, arten die Dauungswege in ihren Verrichtungen — der Körper, das Blut, besonders aber die Leber und die Galle, von ihrem natürlichen Zustande ab.

Mehr als eine Ursache geben Anlaß dazu: Der Winter, der Mangel an Bewegung, der freien Luft, das dürre Futter, besonders aber die verdorbene Nahrung bringt sie hervor. Weil sich die Krankheit langsam bildet, so folgt, daß sich die Ursachen, von denen ich rede, langsam im Körper entwickeln, daß durch ihre Entwicklung die festen Theile eine solche Wirkung annehmen, die die Leber schwächt, das Blut und die Galle verdirbt. Sobald das letzte geschieht, wird die Milz dünne und locker, die Leber verändert und die

Galle entfärbt; es bilden sich gypsartige Steine nicht nur in den Gallengängen, sondern in der Gallenblase selbst. Zu diesem Uebel sind die Ochsen mehr als die Kühe geneigt, besonders die jung geschnittenen Ochsen. Ochsen, die jung geschnitten worden, scheinen dieser Krankheit mehr als andere unterworfen zu seyn; der Zustand, in welchen ihr Körper durchs Schneiden verfällt, scheint Schuld daran zu seyn. Das Fleisch wird feiner und zarter; die Facherhaut sammelt alsdenn mehr Fett; die Hörner werden stärker und länger, der Hals dünn und lang; der Instinkt, das Gefühl, der Hang, die Natur im Ganzen betrachtet, wird verändert. Im engen Verstand genommen sind die geschnittnen Ochsen kein Hornvieh mehr, sie sind gleichsam veränderte Wesen. Sie participiren nur in gewissen Stücken von denen sie entsprossen sind.

Ich bin versichert, daß die geschnittnen Ochsen eigene Krankheiten haben; daß sie an denen Gebrechen, die das Hornvieh plagen, bald mehr, bald weniger Antheil nehmen, und dieses blos auf die Veränderung, die auf das Schneiden

folgt.

folgt. Wenn ich recht gesehen habe, so sind die geschnittnen Ochsen mehr zu kronischen, als zu hitzigen Krankheiten geneigt; der Grund liegt in der Leibesbeschaffenheit.

Die Zeichen, welche die verdorbene Galle, abgeartete Leber und Steine in der Gallenblase andeuten, fordern einen geübten Arzt, es sind folgende: die Augen senken sich in den Kopf, sie scheinen kleiner, magerer zu werden, sie sind wässeriger wie sonst, das Weisse in den Augen wird bleich, milchfärbig und verliert seinen Glanz; die Traubenhaut verändert ihre dunkelbraune Farbe in eine lichte. Die Lust zum Futter nimmt ab, das Wiederkauen wird matt, der Koth verliert seine Dichte und seine dunkelgrüne Farbe; oft ist er aufgelöst, gelb, braun, gallig, bald fest, bald knorperig, bald dünn, bald riecht er gar nicht, bald stinkt er äusserst heftig.

Diese Verschiedenheiten hangen von der üblen Dauung, der verdorbenen Luft in den Ställen, von Wartung und Pflege der bessern oder schlechtern Nahrung der Thiere ab.

Thiere, die verdorbene Galle, und schlechte Leber haben, haben fast allezeit einen matten, kleinen und geschwinden Puls. — Die Theile im Maule sind gelbroth, — die Zunge ist schleimig, schmutzig, kothig, mehr oder weniger aschfärbig, oder auf eine andere Art entfärbt.

Gehet das Uebel weiter, oder entsteht es gleich im Anfange des Winters, daß es Zeit gewinnt, durch den Genuß des dürren Futters, die Leber und die Galle zu verändern, und Steine zu erzeugen, so wird das Weisse in den Augen und der Koth der Zunge etwas gelb, und alsdann verdient sie erst den Namen Gelbsucht. — Die Milch, die Butter nimmt ab, und werden sehr bitter; man sagt, sie gerinne; was aber gewiß ist, ist, daß sie äusserst bitter sind. Es ist schwer, die Krankheit zu heilen, so lange der Winter dauert, und die Thiere trocknes Futter genießen, vorzüglich da das Uebel schon weiter gekommen ist; dieses geschieht fast allezeit; denn Anfangs wird der Arzt nicht gerufen, und die Leute kennen es nicht. Wenn man es aber kennt, so sind die einzigen Mittel jene, die die Ursachen abschaffen, die zur

Verder-

Verderbung der Galle Gelegenheit geben. Was immer die Dauung befördert, ist Arzney; Luft, Bewegung, Reinlichkeit der Ställe, des Körpers gehören vorzüglich hieher; doch hat die Wahl des Futters immer den ersten Rang. Das verdorbene muß der Arzt verwerfen, dem gesunden den Vorzug geben, besonders der Gattung, die leicht zu verdauen ist, die dem Blute Kraft, und dem Körper Stärke giebt.

Zu dieser gehören: die milchigten, saifenartigen, die süssen, gelindgewürzten Feld- und Gartengewächse; die Kleien, der Schrot, Haber- Gersten- Staubmehl; die Treber, die Krautblätter, die weißen und gelben Rüben; gutes Heu, Haber- Gersten- Weizen- Stroh, Salz, Myrrhen; Rinden von wilden Kästen- Aepfel- und Weidenbäumen; frisches Tannen-Reissig; gelinde aromatische Kräuter, die nicht sehr bitter sind, als: Isopp, Roßmarin rc. — frische Tannen- und Fichtenzweige sind auch Gesunden im Frühjahre sehr dienlich. Nichts ist aber besser, als das Frühjahr und gesunde Weiden. Bringt man sie bis dahin: so findet man fast alles in der Natur, was die Kunst verordnen kann; Luft, Bewegung, Kräuter, die der Instinkt verlangt.

Im Winter ist es nichts seltenes, daß dem Hornvieh in der Leber Steine wachsen, wie bei den Pferden die Magenwürme; sobald sie auf die Weide kommen, erholt sich der Körper, die Säfte werden gesund, die Steine lösen sich auf, und die Würme verlieren sich.

Von der Milzseuche.

Die Milzseuche entstehet im Sommer im Juny, July, und hört mit dem September auf; ich habe sie auch früher auch später bemerkt. Erst im verflossenen Jahre 1782. erschien sie im Oktober. Kühe vom besten Alter leiden am meisten daran. Vorzüglich plagt sie die Stiere, die viele Kühe besprungen haben. Die jungen und alten Thiere sind am meisten dazu geneigt. Diese Krankheit bestehet in einem Uebel, das vorzüglich auf die Milz eine besondere Würkung hat; oder: diese Krankheit ist von der Natur, daß sie vorzüglich auf die Milz eine besondere Würkung hat; sie blähet es auf, macht es groß, weich, locker, und gleichsam wie einen Schwamm; hauptsächlich aber verderbt die Milzseuche das Blut und die Säfte. Wenn sie also gleich nach dem Tode bei einem

Ochsen

Ochsen oder Kuhe die Milz in diesem Zustande finden: so ist das Thier an der Seuche gestorben, von der hier die Rede ist. — Die Kranken stecken die Gesunden nicht an; allein nach dem Tode wird das Aas für die Gesunden gefährlich, wenn man es nicht gleich tief genug in die Erde eingräbt. Die Milzseuche tödtet geschwinder als alle übrigen Seuchen; sie tödtet in etlichen Minuten. Die Thiere fallen, wie vom Schlage gerührt, in dem Stalle, auf der Weide, beim Futter, am Pfluge, auf der Straße, tod. um. Immer geschiehet es nicht, daß die Seuche so geschwind mordet; dennoch geschiehet es oft.

Dem äusserlichen Ansehen nach scheint das Vieh zuvor gesund zu seyn; allein es ist es nicht, obschon es gesund aussiehet. Das Uebel ist lange vor dem Ausbruche im Leibe, im Blute verborgen; wenn die Krankheit nicht so geschwind tödtet, wenn sich die Thiere 2-3 Tage erhalten, so erkennt man sie aus folgenden Zeichen: die Thiere sind traurig, doch ohne so beängstigt zu seyn, wie bei der Löserdürre; sie verrathen keinen Schmerz, keinen Durst, kein Fieber, keine Hitze; ihr Leib ist mehr kalt als warm, besonders die Schenkel, die Ohren

und die Hörner; ihre Augen sind trübe; sie stehen auf einem Ort, ohne sich umzusehen, oder den Kopf auf die Seite zu wenden; sie athmen wie ein schlummerndes Thier, langsam, sanft, ohne große Ausdehnung der Flanken und merklichen Bewegung der Brust. Sie trinken, wenn man sie tränkt — sie kauen lange am Futter, wiederkauen zu Zeiten gelinde.

Bisweilen bekommen sie Beulen oder kalte Geschwülste an der Brust, am Bauche oder andern Orten ꝛc.; diese Geschwülste enthalten nie gutes Eiter, sondern verdorbenes Wasser im Umfange, und sodann stinkende Jauche. Die Ursachen dieser Seuchen kommen von Ueberschwemmung der Weiden im Frühjahre; im Sommer: von großer Hitze, von faulem Schlamm-Wasser, von Teichweiden, von niedrigen Weiden, von fettem und faulem Grase.

Auf die Erhaltung der Kranken, die diese Seuche ergriffen, darf man sich nicht viel Rechnung machen; die meisten gehen zu Grunde, obschon die Seuche nicht geschwind tödtet.

Doch kann man den Kranken ein paar Löffel voll Salz im Trank, nach und nach, d. i. auf 2-3 Gaben, reichen, und ein paar Eiterbänder ziehen, sobald sich nur das mindeste Zeichen

von der Seuche merken läßt. Das nemliche Pulver kann man dem Kranken auch in einem Absud von Eichenrinden, von jungen Bäumen, geben — nachdem das Wasser von der Rinde abgesiegen ist; doch muß man den Thieren diese Arzneyen nicht warm, sondern kalt eingießen. Wann die Kräften nachlassen, muß der Arzt den Kranken 2, 3, auch 4 und mehrmalen des Tags einen Schoppen guten Wein oder Bier, das gut vergähret hat, eingeben, und alle Stunden gesalzenen Heutrank zu trinken reichen. Die Gesunden muß man gleich von niedrigen, feuchten, nassen Weiden entfernen — vor den Sonnenstrahlen bewahren, man muß sie keinen Durst leiden lassen — ihnen Steinsalz zu lecken, und frisches Wasser zu trinken geben. Auch ist es für die Gesunden sehr gut, wenn man jedem früh Morgens, bevor sie ausgetrieben werden, einen Löffel voll Pulver von folgenden Bestandtheilen reicht: N. Salz, 1 Pfund. Eisenfeile, 1/4 Pfund. Eichenrindenpulver, 2 Hände voll. Man mische diese 3 Stücke untereinander, und gebe jedem Stück in der Frühe, bevor es auf die Weide gehet, einen guten Löffel voll davon, mit einer Hand voll Kleie oder Haber-Schrot. Wenn sie dieses Mittel genommen haben: so giebt man jedem Stück einen Wisch Heu, und

nachdem sie dieses verzehret, reines Wasser zu trinken.

Dieses sind die besten Mittel, die ich in der Milzseuche zu rathen weis. Reißt sie aber allzustark ein: so ziehe man den Gesunden, als ein Präservativ-Mittel, ein Haarseil an der Brust.

Von der
Auswahl der Stiere und Kühe
zur Zucht.

In diesem Buche werde ich von der Auswahl der Stiere und Kühe zur Zucht, reden; es ist daher der Hauptgegenstand dieser Schrift; er ist wegen des Vortheils, den eine gute Zucht bringt, von vielem und großem Nutzen.

Ob schöne, gesunde, edle, starke und dauerhafte Thiere, oder ob Schwächlinge, kranke und weiche Thiere in die Ställe gebracht werden: alles dies hängt von der Auswahl ab.

Die Ausgaben, die man bei dem Einkauf auf die einen oder die andern verwendet, sind wenig unterschieden. Die Stiere und Kühe von gemeiner Rase kosten fast eben so viel als die edeln; beyde müssen auch erhalten, beyde gewartet, gepflegt, und beyden Futter und Weide gegeben werden.

Von

Von Natur sind die gemeinen, oder die Thiere von schlechter Rase, kränklicher und schwächer, als die sogenannten Original-Thiere oder edeln; ihre Schwäche und Konstitution heischt daher auch mehr Wartung und Pflege, als es die Gesunden und Starken nöthig haben.

Sie unterscheiden sich von einander in folgenden: Kühe, von reiner, von ächter Rase, von fester Natur, von edler Art, erhalten ein höheres Alter als die sogenannten Bastarden; weit dauerhafter, fruchtbarer und gesünder sind sie, als die gemeinen Gattungen es sind. Die Kälber, die von ihnen kommen, sind besser, sind stärker; sie geben besseres und schmackhafteres Fleisch, fettere Butter, bessern Talk, bessere und schönere Häute. Da die Original-Thiere stärker und gesünder sind: so sind sie, vermöge ihrer bessern Natur, auch seltner Krankheiten, Seuchen und Pesten ausgesetzt. Nicht allein der Verartung der Geschlechter wird durch die Auswahl edler Stiere und Kühe und einem guten Verhalten vorgebeugt, sondern auch den Seuchen und Krankheiten, denen die Schwachen unterworfen sind. —

Gesundheit, Schönheit, schwache und starke Natur, erben die Jungen von den Alten. Von den

den Schwachen stammen die Schwachen; von den Gemeinen, die Gemeinen; von den Gesunden, die Gesunden und Starken. Von Thieren von gemeiner und schlechter Rase kann nie etwas dauerhaftes, etwas starkes kommen. Krüppel, Kränkler, Thiere, die kaum zu stehen vermögen, sind die Sprossen von solchen Gattungen. Sie durchleben ihre Lebens-Epoche selten ganz; nie gesund, immer krank und elend. Schlechter Stoff und Krankheitskeim, der in dem innern ihrer Theile liegt, verursacht es.

Grobe und lange Haare, dünne Beine, schmale Hälse, schwacher Rücken, Lenden und Kreuz, bezeichnen die gemeinen Thiere. Ihre Schweife sind lang, schmeidig, und dünn in ihrer Wurzel; ihre Hörner sind übelgestaltet: lang, schmal und verdreht; ihr Kopf ist lang und plump und schwer; ihre Stirne und Nase ist breit, ihre Augen klein, ihre Ohren schlapp, grobhärig, grobhäutig und dick; sie haben einen trägen und langsamen Gang; kleine Milchadern und kleine Euter; wegen ihrer schwachen Natur wechseln und verlieren sie ihre Zähne früher, als die von edler Art.

Von gemischten Thieren sind die sogenannten Bastarden Abstämmlinge, das heißt, von

guten und schlechten: von kleinen und von großen: von schlechten und einfarbigen Rasen.

Von der ungleichen Paarung der Aeltern, von der Begattung einheimischer Kühe mit fremden Bullen oder Stieren, von Stieren aus dem großen oder Mittelschlag mit Kühen von der kleinen Art, rührt ihr Entsprung her.

Im Ganzen genommen, gleichen die Jungen, die von solchen Aeltern entspringen, weder den Vätern, noch den Müttern, obschon sie von beiden etwas haben. Vielfache Vermischung verderbt die Rasen. Dies zeigt der ungleiche Schlag, die vielerlei Farben, die Riesen und Krüppel, welche die Heerden der Landeinwohner aufweisen.

Dreierlei Arten sind in Absicht der Größe von edeln Stieren und Kühen vorhanden: nämlich kleine, mittlere und große. Gewöhnlich sind sie einfärbig, das heißt, schwarzbraun, kirschbraun, hellbraun, oder grau. England ist im Besitz der kirschbraunen, die Schweiz erzielt schwarzbraune, die hellbraunen Holland, und die grauen kommen aus Ungarn und Pohlen.

So sehr sich auch diese Thiere in der Farbe, Körpergestalt, Größe und Rase unterscheiden, so sind sie doch alle von der schönen und edlen Art. Schön und treflich ist der Bau der edeln Stiere und Kühe. Einfärbig und glänzend und fein sind die Haare, womit ihre Körper bedeckt sind: große und feurige Augen; kurze und dünne Ohren: kleine und schöne Köpfe: kurze und starke Hörner haben sie. Ihre Hälse sind breit, und mit langen Lappen geziert. Lang und gerade und stark sind ihre Rücken, Lenden und Kreuz. Dick, hochangesezt und stark der Schweif, besonders an der Wurzel; ihre vordern Schenkel sind kurz und nervigt und ihre hintern breit.

Denen, so in bergigten Gegenden wohnen, und die Alpen zur Weide haben, empfehle ich den kleinen Schweizer-Schlag; den mittlern aber denenjenigen, die ihre Kühe auf Anhöhen treiben, und den bemittelten Leuten in ebenen und flachen Gegenden den großen Schlag. Kühe, die den Ochsen ähneln, sind keine nutzbaren Kühe: sie tragen wenige und selten gute Kälber: wenig und selten gute Milch liefern sie: sie verseihen bald; werden sie wohl gewartet und

und gepfleget, so nehmen sie wohl am Fleisch, aber nicht an der Nutzung zu.

Grobhäutige Kühe, die harte und behaarte Euter und dünne Milchadern haben, geben weder viel Milch, noch viel Butter: auch bey der besten Fütterung nicht.

Von Kühen hingegen mit großen, glatten und sanften Eutern, langen Strichen und dicken Milchadern, erhält man die beste und meiste Milch.

Von den Ställen.

Wie wir uns bey der Auswahl der Stiere und Kühe zu verhalten, und was wir zu beobachten haben, habe ich eben gesagt; nun müssen wir aber auch wissen, wie die Ställe beschaffen seyn müssen, worin wir unsere Thiere verwahren sollen: wir müssen uns überzeugen, daß die Gesundheit unserer Thiere nicht blos von der Wartung und Pflege, sondern auch eben so viel von der Beschaffenheit der Ställe abhängt.

Ein trockner und gesunder Platz muß gewählt werden, worauf ein gesunder Stall kommen

men soll, und, wenn es möglich ist, eine erhabene Lage haben. Nach der Anzahl der Stücke, die er beherbergen soll, muß er gros, weit und hoch seyn. Er muß breite und genugsame Fenster haben. Er muß hell, rein und lüftig seyn. Er muß mit Dunströhren oder Luftlöchern versehen seyn, die den Gestank ableiten, die Luft erfrischen und bewegen. Damit die Thiere vor Ungewitter, vor Staub und Nässe geschüzt werden, so muß er mit einem Dache bedeckt, und mit Abzugsgängen, die den Harn abführen, versehen seyn. Kein gesunder, ein kranker Stall ist derjenige, dem eine einzige von diesen Eigenschaften fehlt.

Ungesund sind die, welche klein, niedrig, heiß, unrein, stinkend und finster sind; die Dampf, Koth, Mist, Staub und Spinngeweb enthalten; denen es mangelt an ordentlichen Fenstern, an Abzügen für den Harn, an Dunströhren, an Luftzügen, an Licht; denen es, im Ganzen genommen, an allem, was sich auf die Gesundheit der Thiere und auf ihre Dauer bezieht, fehlt.

So ist die große Zahl von den Ställen beschaffen, die ich kenne. Niedrig, klein, finster

und kothig sind sie überall. Alle sind sie zu heiß. Sie haben weder Licht, noch Luft, weder Gemächlichkeit oder Raum. Dunstig und ungesund sind sie alle, die heiß und unrein sind.

Die gewöhnliche Art, Ställe zu bauen, ist gerade diejenige, die Krankheiten und Seuchen erreget.

Die Thiere schwimmen im Kothe, wenn sie aus den Ställen getrieben werden, bei nasser Witterung, bei lang anhaltendem Regen im Herbst und im Frühjahr.

Um ihre Wohnungen häufen sich Berge von Mist; und Seen von faulem Wasser und Jauche umgeben die Wohnungen dieser Geschöpfe. Nicht besser und nicht reiner sind in den vorbenannten Jahrszeiten die Wege in den Dörfern, die Gassen und Strassen in den Flecken und kleinen Städten, durch welche die Thiere so oft des Tages gehen müssen. So sehen die Ställe, die Gänge, die Höfe und die Straßen bei dem Landmann aus.

Durch diese Uebel, die gros sind, werden die Thiere schwächlich, weichlich, krank, durch

sie werden die Ursachen der Krankheiten verschlimmert und vermehrt; aus ihnen entspringen die Seuchen und Krankheiten und Pesten, die das Vieh verheeren; aus ihnen die vielen Plagen, die tausendfältig werden.

Daß dies die meisten nicht glauben wollen, nicht begreifen können: daß sie die unreinsten Plätze, die schmuzigsten Ställe und Höfe für die gesündesten halten, ist ein Unglück für sie: ein Unglück für ihre Kinder: ein Unglück für die Thiere, für's Land, und für den Staat.

Von den Huthweiden.

Die Huthweiden muß der Landmann als ein Vermächtnis ansehen, das ihm die Alten des Bauernstandes für die Erhaltung seiner Thiere hinterlassen, und zu pflegen gelehrt haben; er muß nicht glauben, was so viele von seinen Zeitgenossen glauben: daß die gut bestellten den Thieren schädlich sind: daß von ihnen die Krankheiten entstehen, oder die Seuchen entspringen, die das Hornvieh tödten; dies ist gerade das Gegentheil; denn die Huthweiden

liefern den Thieren die besten Gesundheitsmittel, die der Schöpfer für seine wilden und zahmen Geschöpfe in die Kräuter und in die Gewächse gelegt hat.

Er muß die Huthweiden als Gärten betrachten, die zahme und wilde Thiere bewohnen; er muß die kleinen und die großen darnach einrichten; sie nach diesen anlegen; für diese Einrichtungen können die flachen Alpen, die Gebürgweiden, die Thiergärten der Jäger für die Hirsche und Schweine, zum Muster dienen.

So waren sie bei seinen Vorältern beschaffen. Die seinigen sind ganz verartet; er hat sie verderben lassen: sie gleichen nicht mehr Huthweiden: viele sehen wie Anger: viele wie Sümpfe: viele wie verdorrte und verheerte Plätze aus.

Will man den Schaden vermeiden, der daraus entspringt; und die Seuchen verhindern, welche diese Plätze erregen, so müssen die Weiden verbessert, das Erdreich locker gemacht, bebauet, zugerichtet, und Saamen, der gutes Gras und genußbare Kräuter erzeugt, hineingestreuet werden: man muß für gesundes Was-

ser

ser Sorge tragen: Brunnen graben, die geschöpft werden können, und mit Trinktrögen versehen sind: die Sümpfe ableiten: Gräben in den nassen und niedrigen Oertern ziehen: die Flüsse, die nahe bei den Weiden sind, vom Schlamm reinigen: dem Wasser Lauf geben: die Pfützen und Gruben, die Unrath, Schlamm, Gewürme und faule Jauche enthalten, verschütten: Pfähle stecken von grünen Weiden, in die feuchten und niedrigen Oerter: Büsche und Stauden auf sandigte Anhöhen und Hügel, die kleine Gebüsche machen, versetzen: die Thiere vor den Fliegen beschützen, ihnen Schatten und Kühle geben.

Nach dem Einstellen im Herbst muß der Schaden verbessert werden, den die Maulwürfe, die Erdmäuse, der Regen, die Ueberschwemmungen, die Witterung und die Thiere den Weiden im Sommer verursacht haben. Im Frühjahr müssen sie gereiniget, das dürre Gras verbrennt, das faule auseinander gestreuet, die Disteln, Stauden und Gewächse zerstört, die für die Thiere ungesund oder nicht genußbar sind, und das Vieh nicht eher auf die Weide getrieben werden, bis die Sonne die Erde erwärmet, der

Regen sie abgespühlt, die Witterung den Schneeschlamm verzehrt, und der Rasen mit Gras bedeckt ist.

Von dem Austreiben des Hornviehes im Frühjahre.

Die Gesundheit im Sommer und Herbst hängt allein von der Zeit, in welcher das Vieh auf die Huthweiden im Frühjahre getrieben wird, ab. Diese Zeit darf man sich nicht von der angenommenen Gewohnheit, sondern von der guten Witterung, besonders aber von dem Vorrathe des Grases, und den Futterpflanzen, die die Huthweiden zeugen, vorschreiben lassen.

Die Ochsen und Kühe muß man in keiner Jahreszeit des Morgens nüchtern aus den Ställen treiben: jedes Stück muß vorher mit reinem frischem Wasser getränkt; jedem Stück vorher ein kleiner Wisch Heu oder Stroh; eine Hand voll Kleie oder Schrot, mit etwas Salz vermischt, und allen ein wenig Futter gegeben werden.

Weder im Frühjahre, noch im Herbst, dürfen die Ochsen und Kühe, vor dem Aufgang

der Sonne, auf die Weide getrieben werden; kein Stück darf früher aus dem Stall gehen, als bis die Sonne den Reif verzehret, und die Erde beschienen hat; im Sommer aber findet dies eine Ausnahme.

Im Sommer müssen die Thiere mit dem Anbruch des Tages aus — und (in allen Orten und Gegenden, die keine Waldweiden, kein frisches strömendes Wasser und keine Alpen zur Weide haben) um 9. Uhr des Morgens eingetrieben werden. Dann bleiben die Thiere bis 5. Uhr Nachmittags im Stall; nicht früher als um diese Stunde können und dürfen sie im Sommer Nachmittags auf die Weide gelassen werden.

Was der gemeine Mann und alberne Leute wider das frühe Austreiben im Sommer auf die bebauten Weiden sagen, ist ungegründet, und deswegen für Niemand, als für alberne Leute, wahr. Nasse und sumpfigte Weiden sind den Kühen, sind allen Hausthieren schädlich. Das Hornvieh und die Pferde vergiften diese Plätze langsam, und die Schaafe tödten sie geschwinde. Die lezten bereiten sie zu bösen Blattern, zur Fäulung und zur Wassersucht; sie sind die Ursachen zur Erzeugung der Egel in der Leber, und sind Schuld, daß oft in kurzer Zeit ganze Heerden ihr Leben verlieren.

Eben so sehr als die nassen und sumpfigten Weiden, sind die überschwemmten zu fürchten. Im Schlamme, der liegen bleibt, steckt der Saame eines faulen bösartigen Giftes, welches die Hitze entwickelt, und alsdann die Pflanzen verdirbt. Dieses Gift erregt dem Hornvieh die Ruhr, die Löserdürre, die Pest. Es ist den Thieren viel schädlicher, als irgend ein Mehlthau es ist.

Auch im Winter müssen die Ochsen und Kühe ein- oder ein paarmal des Tages in die freie Luft gelassen werden, wenn sie vor der Winterkrankheit bewahret und vor den Frühjahrsplagen beschützet werden sollen. Die heitersten Stunden des Tages müssen dazu gewählet werden, die Stunden zwischen 11. und 3. Uhr. Die Ställe werden in der Zwischenzeit durch das Oefnen der Fenster und Thüre gelüftet; das Vieh mit frischgeschöpftem Wasser getränkt, und wenn es getrunken hat, läßt man es im Hof oder auf der Gasse so lange gehen, bis es aus innerm Trieb in die Ställe zurückgeht.

Von der Verschiedenheit der Seuchen.

Wenn in irgend einem Lande oder Orte viele Thiere an einerlei Krankheit leiden: wenn viele Kühe oder Ochsen, Schaafe oder Schweine, zu gleicher Zeit oder nacheinander ein herrschendes Uebel überfällt, dann nennt man diese Krankheit die Seuche, den Viehumfall, die Pest, und man hat recht; unrecht aber ist es, wenn die Leute glauben, es gebe nur eine einzige Seuche, welche die Thiere verheere.

Es giebt gar vielerlei Arten, und jede davon ist anders; jede hat was Eigenes, das keine andere hat.

Einige überfallen das Hornvieh; andere die Schaafe, die Pferde, die Schweine. Einige plagen die jungen, andere die alten Thiere am meisten. Einige sind von der Art, daß sie die Schwachen verfolgen; andere wieder von der Natur, daß sie die Starken umbringen. Einige setzen sich im Kopfe, im Maule, im Halse; einige in der Brust, und einige im Bauche an; sogar die Klauen der Ochsen und der Kühe sind nicht frei von diesen Plagen.

Diejenigen, die das Maul ergreifen, nennt man das Maulweh, die Zahnfleischfäule, das

Wackeln der Zähne, die Zungengeschwüre, den Zungenkrebs, die Hals- oder Rachenseuche. Die lezte erscheint im Grunde des Mauls, und entsteht mit Pestbeulen im Rachen.

Wenn die Krankheit die inwendigen Theile der Brust einnimmt, die Lunge oder das Herz ergreift, nennt man sie die Lungenseuche, die Lungenentzündung, den Lungenbrand, das welke Herz.

Im Bauche ergreifen die Seuchen den Magen, die Därme, die Leber, die Gallenblase, das Milz. Daher kommen die Milzseuche oder der Milzbrand: die verdorbene Galle und Leber: die sogenannte Löserdürre oder Magenseuche: die Ruhr oder Gedärmseuche: das Aufblähen oder die Drommelseuche. Klauenseuche oder Fußwehe, heißt ein Uebel, welches die Klauen ergreift, und sie bisweilen vom Fleische trennt.

Einige von diesen Plagen sind bösartig, giftig ansteckend; das heißt, die kranken Thiere theilen sie den gesunden mit. Von der Art ist die Löserdürre; die Ruhr; die Därm- oder Magenseuche; die Pestbeulen im Halse oder am Grunde der Zungen; die Läuseseuche; die Raudeseuche bei den Schaafen, dem Hornvieh, den Pferden. Andere sind nicht ansteckend; obschon

sie

sie oft gefährliche, ja sogar tödtliche Krankheiten sind.

Einige unter diesen Plagen herrschen oft; einige selten; einige nur zu gewissen Zeiten. Einige entstehen im Frühjahre; einige im Sommer; einige erst im Herbste.

Einige gehen mit einer Jahrszeit in die andere über, das heißt, aus dem Frühjahre in den Sommer, in den Herbst, u. s. w. Einige werden durch diesen Uebergang schlimmer; andere verlieren dabei einen Theil von ihrer Hartnäckigkeit, und, nach dem Zustande der Witterung, ihre bösartigen Eigenschaften.

Nach der Verschiedenheit der Natur dieser Plagen; nach der Verschiedenheit der Lage der Oerter; nach den Umständen, welche die Ursachen begleiten; nach der gesunden oder kranken Zeit; nach der Verschiedenheit des Verhaltens, der Nahrung, Wartung und Pflege, machen die Seuchen mehr oder weniger Schaden, tödten sie mehr oder weniger Thiere.

Von den Ursachen, die zu den Seuchen Gelegenheit geben.

Der Ursprungssaame der Seuchen kommt von der ungesunden Witterung; von der ungesunden Nahrung; von Fehlern im Verhalten; vom Mangel des Futters her.

Sie entstehen von der Unreinlichkeit der Thiere; von der Unreinlichkeit der Ställe; vom Mangel des Lichts, und der unreinen Luft in denselben.

Sie entspringen von der allzugroßen Menge des Viehes auf einem und dem nämlichen Platze, in einem und dem nämlichen Stalle.

Sie entwickeln sich, wenn die Thiere übel versorgt, übel gewartet und gepflegt werden; wenn sie an irgend einem Bedürfnisse Mangel leiden, das ihre Gesundheit erhält, z. B. an Steinsalz, an Bewegung, an frischem Wasser, an Luft, u. dgl.

Große und anhaltende Hitze; große und anhaltende Nässe; Nebel; laue und feuchte Wärme; laue und ungesunde Winde, geben bisweilen Anlaß dazu.

Von fremder Ansteckung entstehen diese Plagen selten; weit öfter aber von den Ursachen, die ich angegeben habe.

Diese Ursachen verändern den Körper, das Blut und die Säfte der Thiere, und bringen Seuchen und Pesten hervor.

Vom Himmel; vom Hagel, und andern abergläubischen Dingen kommen sie niemals her.

Die Thiere verfallen in Seuchen: weil sie in niedrigen Gegenden; auf überschwemmten Plätzen weiden; weil sie im Frühjahre zu früh ausgetrieben, nüchtern aus den Ställen gejagt, und im Herbst zu spät eingestellet werden.

Sie verfallen in Seuchen: weil sie im Winter Hunger leiden; im Frühjahre veraltetes schlammiges Gras genießen, und Schneewasser zu trinken bekommen.

Im Sommer verfallen sie in Seuchen: weil sie vom Durste geplagt, von der Hitze verbrennt, von Fliegen und Ungeziefer gemartert werden. Sie verfallen darein: weil sie auf der Weide keinen Schatten, kein Wasser, keine Bäume, keine Unterstandshütten finden; weil sie in den heissesten Stunden des Tages ausgetrieben,

ben, und in den kühlen Stunden der Nacht, wo sie ausgelassen werden sollten, im Stalldunst gesotten werden.

Sie verfallen in Seuchen: weil die Weiden elend, nackend, staubig, kothig, moosig, verwildert, mit Dornen und Disteln besezt, mit Spinngeweben bedeckt sind; weil die meisten keinen Halmen Gras erzeugen, der den Thieren zur Nahrung diente; der ihrem Verlangen und ihrer Gesundheit heilsam wäre. Sie gehen zu Grunde: weil oft hundert Stücke auf einen Platz getrieben werden, der kaum einem einzigen gesunde und hinreichende Nahrung geben kann.

Im Herbste verfallen die Thiere in Seuchen: weil sie auf der Weide anstatt des Grases Nebel verschlingen; Reif oder Schnee fressen müssen; weil der Regen ihre Körper durchweicht, und die Kälte ihre Knochen durchfriert.

Im Winter verfallen sie darein, oder werden vorbereitet dazu: weil sie in kleine, unreine, niedrige, stinkende Ställe versperrt; weil sie weder Licht, weder Raum, weder Luft, weder Fenster, noch irgend eine andere Bequemlichkeit

lichkeit haben, die ihrer Gesundheit gedeihlich ist.

In diesen Löchern sind sie im Mist, in Spinngeweben, im Koth bis an den Leib vergraben; in diesen Gräbern werden sie den ganzen Winter hindurch ohne Wartung, ohne Pflege, ohne Luft und Licht, bei elendem Heu oder Stroh, wie die Heringe in der Lake, liegen gelassen.

Die Thiere werden krank: weil ihre Ställe in Sümpfen, oder auf wahren Misthaufen stehen; weil die Höfe, die Wege, die Straßen im Dorfe oder Orte nicht gereiniget werden und Koth um ihre Wohnungen sich thürmt.

Die Thiere verderben: weil sie Mangel an Steinsalz leiden; weil der Landmann mehrere Stücke hält, als er ernähren kann; weil er ihnen durch beständiges Melken nicht nur die Milch aus den Eutern, sondern das Blut aus den Adern melket.

Sie verderben: weil er ihre Natur, weil er die schlechten Arten nicht von den edlen unterscheidet; weil er nicht forscht, nicht denkt, wie sie sich selbst erhalten würden, wenn sie mit den Hirschen im Walde, oder mit andern wilden Thieren lebten.

Sie gehen zu Grunde: weil er sie nicht reiniget, nicht wäschet, nicht puzt, nicht schwemmt; weil sie oft mehr Koth auf der Haut, als Fleisch an den Knochen haben.

Sie kommen um: weil er ihnen allerhand böses Zeuch eingiebt; weil er sowol den gesunden als kranken aderläßt; weil er mehr an ihnen kurirt, als er sie wartet und pflegt; weil er ihnen zu viel Arbeit auferlegt, und zu wenig Futter reicht.

Die Seuchen verbreiten sich und werden schlimmer: weil er die gesunden Thiere nicht von den kranken entfernt: weil er die kranken nicht reinigt, nicht wartet und pflegt, wie sie gepflegt werden sollen.

Sie verschlimmern sich: weil er den Koth, den die kranken Thiere absetzen, von den gesunden nicht wegschaft; weil er das Blut, das ihnen gelassen wird, nicht verscharret; weil er die todten nicht recht begräbt.

Dies ist ein Theil der Ursachen, von welchen die Seuchen herkommen. Jedes gesunde Auge, jeder richtig denkende Mensch wird daran sehen, daß nicht Gott, nicht der Himmel, nicht böse Leute, sondern daß der Landwirth an den meisten selber Schuld ist.

Die Hirschen, die Rehe, die Haasen, die Thiere überhaupt, die sich selbst überlassen sind, werden nur selten krank; sie verfallen nur äusserst selten in Seuchen; sie sterben nur alsdann, wenn sie Mangel an Futter, an Wasser, an gesunder Witterung haben; nur dann, wann sie in die Hände der Menschen — in ihre Hände gerathen, und von ihnen verpfleget werden.

Die Fehler, die mit den Thieren überhaupt begangen werden, wirken in ihre Körper; sie verderben ihre Gesundheit, ihr Blut, ihr Leben; sie verändern und verderben die Theile im Leibe; sie machen sie krank; sie bereiten sie vor zu Seuchen. Auf diese Art und von den Ursachen, die ich angegeben habe, entstehen die meisten Plagen; durch sie werden die Krankheiten entwickelt, die Zufälle rege gemacht, die schädliche Materie bereitet, welche sich durch das Fieber und die Hitze nicht selten in Gift verwandelt.

Von den Kennzeichen der Magenseuche, der Ruhr, oder der sogenannten Löserdürre.

———

Die Löserdürre ist ein giftiges, ein ansteckendes Uebel. Sie erscheint mit Traurigkeit,

 mit

mit abwechselnder Hitze und Frost, mit Verlust der Neigung zum Futter, mit Verlust der Kräfte, und mit Verlust des Eindrückens oder Wiederkauens.

Bald nach dem Ausbruch der Krankheit werden die Thiere muthlos, niedergeschlagen; sie verfallen in eine gewisse Angst, die das Gesicht, der Leib und alle Glieder ausdrücken. Die meisten schütteln den Kopf, und alle knirschen mit den Zähnen. Ihre Augen werden trübe, wässerig, schleimig; sie fangen an zu thränen, und nach etlichen Tagen schleimige Materie zu seigen.

Aus der Nase fließt Rotz; aus dem Maule Geifer; auf der Zunge sammelt sich Koth.

Manchmal entstehen Ausschläge auf der Haut, das ist, Riefern, Rauden oder Blattern; manchmal Geschwüre im Maule.

Während dieser Zeit fangen die Kranken an zu jammern, zu kreisen, zu stöhnen; sie bekommen Schmerzen im Bauch, Grimmen und Reissen in den Därmen, und bald darauf Laxieren mit Zwang begleitet.

Der Koth, der von ihnen geht, ist anfänglich dünn und schleimig; bald darnach verwandelt er sich in ein grünlichtes, gelblichtes Wasser; nicht selten wird er blutig, jauchig und bekommt einen heftigen Gestank.

Je geschwinder diese Erscheinungen auf einander folgen, desto schlimmer ist die Seuche, und desto geschwinder sterben die Thiere; je langsamer sie aber gehen und je gelinder sie sind, desto gelinder ist auch die Plage.

Die Löserdürre ist zwar nie gelinde; sie ist immer eine gefährliche und meistens tödtliche Pest; sie tödtet oft in funfzehn, in zwanzig Stunden die stärksten Kühe und Ochsen; oft bringt sie schon am 3, 5, 7ten Tag um.

Wenn die Kranken den zwölften Tag überleben, ist es ein gutes Zeichen; doch ist auch nach diesem Tag die Gefahr noch nicht vorüber; erst dann ist sie meistens vorbei, wenn sie anfangen, im Futter zu suchen, zu geizen, und das Genossene wiederzukauen.

Dies sind die merkbarsten Zeichen, welche man bei den Kranken findet, die an der Löserdürre leiden. Bei den Todten findet man die Mägen mit unverdautem Futter gefüllt, beson-

ders den dritten Magen oder den Löser. Dieser enthält alsdann dürre, trockene Kuchen, die sich in Pulver zerreiben lassen.

Der vierte Magen ist nebst den Därmen allzeit entzündet, fleckigt, mehr oder weniger roth, bläulicht, oder sonst entfärbt.

Oft sind mehr Theile im Leibe entzündet, oder entfärbt; die Lunge bisweilen schwarz; die Gallenblase widernatürlich gros, und mit dünner Galle gefüllt; die Milz hadrig und klein; das Herz ist gemeiniglich mager und welk, und so ist auch die Zunge.

Von den Kennzeichen des Milzbrandes.

Der Milzbrand steckt nicht an; er ergreift auch nicht ganze Heerden und Ställe, wie es bei der Löserdürre, der Lungen- und Klauenseuche geschieht; er schweift vielmehr herum, würgt da und dort einige Stücke, ohne das Ganze anzufallen.

Meistens ergreift er die besten und fettesten Kühe, Stiere und Ochsen; am schlimmsten ist er für das Mittelalter; weniger schadet er den

jungen, und am wenigsten den alten und magern.

Sein Gang ist schnell; er tödtet geschwinde; oft tödtet er augenblicklich; die Thiere fallen nicht selten wie vom Schlag berührt beim Futter, auf der Weide, auf der Straße nieder, ohne merklich krank gewesen zu seyn. Die einzigen Zeichen, die man bisweilen wahrnimmt, ehe das Uebel entsteht — sind: die ungewöhnliche Begierde zum Futter; das heißhungrige Essen, und die leeren Bäuche, mit welchen die Thiere von der Weide zurückkehren, oder nach dem Futter im Stalle stehen.

Wenn die Krankheit langsamer geht, bringt sie manchmal in etlichen Stunden, manchmal in 1, 2, 3, auch oft erst in 4 Tagen um. Die Thiere sind dabei traurig, ohne so beängstigt und niedergeschlagen zu seyn, wie bei der Löserdürre. Sie haben keinen Zwang; sie laxieren auch nicht; sie verrathen keinen Schmerz, kein oder wenig Fieber und Hitze, und stehen fast immer auf einem Orte, ohne sich umzusehen.

Sie holen langsam und tief Athem; sie trinken, wenn man sie tränkt; sie wiederkauen sogar, so lang sie Futter genießen.

Bisweilen bekommen sie Beulen; bisweilen breite Geschwülste an der Brust, am Bauche rc. Diese Geschwülste enthalten niemals gute Materie, sondern gelblichtes Wasser oder braune verdorbene Jauche. Wenn sie sich bei Kühen im Euter, oder zwischen den hintern Schenkeln, oder unter der Schulter ansetzen, sind sie unheilbar; wenn sie am Halse erscheinen, gefährlich, und wenn sie den Kopf einnehmen, tödtlich. Nur diejenigen machen gesund, die auf dem Rücken, in den Weichen, oder an den hintern Schenkeln auffahren.

Die Ursachen, welche die Milzseuche erregen, sind überschwemmte, versäuerte Weiden; faules stinkendes Gras; große Hitze und Wassermangel.

Wenige Thiere erhalten das Leben, die von dem Uebel ergriffen werden; die meisten gehen zu Grunde, wenn auch die Seuche nicht geschwinde läuft; sie gehen deswegen zu Grunde, weil nicht nur das Milz, sondern der ganze Körper und das Blut in den Adern vor dem Ausbruch der Seuche verändert und durch die Ursachen verdorben wird, die dazu Anlaß geben.

Nichts als die Veränderung und Entfernung dieser Ursachen kann die Gesunden vor

dieser

dieser Krankheit schützen, und diejenigen, welche dazu Anlage haben, bisweilen vom Todte retten.

Man muß daher die Weiden umändern; die Thiere bei der Nacht austreiben, so lange die große Hitze dauert; sie mit Mehltrank, mit Schiespulver und Saliter und Salz versezt, tränken; die Ställe fleißig reinigen, und durch öfters Aufspritzen mit frischem Wasser abkühlen; den Kranken scharf gesalzene Heubrühen dreimal des Tags zu einer halben Maas geben; vor allem aber müssen ihnen Haarseile gezogen werden; je früher dieses geschieht, desto besser ist es für die Thiere. Das gefährlichste unter allen Mitteln in dieser Seuche ist das Aderlassen; es schadet den Ochsen und Kühen; die Gesunden macht es krank, die Kranken tödtet es.

Bei den Todten, die man öfnet, findet sich weiches, aufgeblähtes, widernatürlich großes und mürbes Milz, das mit dickem, schwarzbraunem und schäumendem Blute gefüllt ist. Fast eben so ist das Blut in den großen Adern und das Fleisch beschaffen, wenn den Thieren die Haut abgezogen wird. Das lezte darf nicht eher geschehen, bis der Körper erkaltet ist; dann aber müssen die Todten so geschwinde, als

es nur immer möglich ist, begraben werden; denn obschon die Kranken die Gesunden nicht anstecken, so sind doch die Aeser äußerst gefährlich für sie.

Von den Kennzeichen der Drommelseuche oder des Aufblähens.

Diese Seuche entstehet im Frühjahre und im Sommer; sie findet sich ein, wenn die Thiere nüchtern auf die Weide getrieben werden; und ihre Mägen mit jungem, unreifem oder fettem Grase, mit Klee, mit Luzern, und andern dergleichen Futtergattungen überladen.

Im Sommer entsteht sie: wenn die Weiden umgeändert, und die Thiere schnell von magern auf fette getrieben werden. Sie erscheint mit Auflaufen, mit Anschwellen des Bauches von Innen nach Aussen. Sie kömmt von Winden her, die in den Mägen und den Därmen eingesperrt sind. Wenn sich diese nicht lösen; wenn kein Laxieren entsteht, dann treiben sie den Bauch zu einer ausserordentlichen Größe auf. Oft wird er ungleich; oft steigt er über den Rücken, besonders auf der linken Seite; durch diese Ausdehnung wird der Bauch

mehr

mehr und mehr gespannt; das Odemholen beschwerlicher, und die Thiere gehen nach wenigen Tagen zu Grunde, wenn die Winde keinen Fortgang erhalten.

Vorzubeugen ist dem Uebel leicht; zu heilen ist es schwer — auch dann noch schwer, wenn es seinen Anfang nimmt. Das Bedecken des Bauches mit warmen Pferdedecken; der Gebrauch der Klystiere von gesalzener Heubrühe; gelinde, doch anhaltende Bewegung der Thiere; Eingüsse von halb Milch und Leinöl, Baumöl oder Fett schoppenweise, von Stunde zu Stunde gegeben, sind unter allen Mitteln die wirksamsten, wenn sie bei Zeiten angewendet werden.

Alle geistige Dinge, was sie immer für Namen haben mögen, verschlimmern das Uebel, wenn es schon einen gewissen Grad erreichet hat. Die Ausdehnung des Bauches nimmt sichtbar zu, und die Kranken kommen um, wenn nicht durch andere Mittel Hülfe geschafft wird.

Nichts, als der Stich, ist alsdann im Stande, den Thieren das Leben zu erhalten, wenn er mit gehöriger Vorsicht, und am rechten Orte angebracht wird. Das bequemste Instrument dazu ist eine sechs Zoll lange, einer

Gänsefederkiel dicke, runde, und am Ende mit einer dreischneidigen Spitze versehene Nadel, die in einer stählernen oder messingenen Röhre eingeschlossen, und nur mit den Enden sichtbar ist. Diese Nadel wird samt der Röhre oberhalb der lezten Rippe und den Hüften auf der linken Seite des Bauches in den Magen gestoßen; die Nadel alsdann herausgezogen, die Röhre aber darinnen gelassen. Durch diese läßt man die Winde nach und nach ausfahren.

Kömmt aber das Aufblähen nicht vom Futter, sondern von irgend einer andern Krankheit her: so nüzt der Stich nichts mehr, die Kranken sterben alle.

Vorgebeugt wird der Drommelsucht durch folgende Mittel: Man vermeide die Ursachen, die dazu Anlaß geben, und treibe die Kühe nicht nüchtern auf neue und fette Weiden.

Von den Kennzeichen der Lungenseuche.

Die Lungenseuche entstehet zu allen Zeiten im Jahre; sie kömmt im Frühjahre, im Sommer, im Herbste; sie findet sich auch im Winter ein.

Weil

Weil es eine hitzige Seuche ist, weil sie mit den übrigen hitzigen Seuchen fast gleiche Merkmale hat, und deswegen von Leuten, die keine Thierärzte sind, leicht verwechselt werden kann, so muß ich fürs erste sagen: was man in den Leibern der Todten findet, wenn sie geöffnet werden.

Alle Theile, die bei den vorhererwähnten Seuchen krank oder verdorben waren, sind bei diesen, überhaupt genommen, gesund; wird aber die Brust aufgeschnitten: so findet sich in derselben eine tiefbraune, oder bleifarbige, oder dunkle, oder schwarze Lunge.

Sind die Kranken geschwinde gestorben, das ist, vom 3ten bis zum 5ten, 6ten, 7ten Tag der Krankheit: dann ist die Lunge entweder ganz, oder die Hälfte, oder nur ein Theil davon, mehr oder weniger schwarz; sind sie aber noch früher zu Grunde gegangen, z. B. den 2ten oder 3ten Tag: dann ist sie schwarzbraun, gefleckt, selten aber ganz schwarz.

Eine solche Lunge ist viel schwerer und fester als eine gesunde. Schneidet man darein, dann findet man alles voll von schwarzem und dickem

dickem Blut; und dies, glauben viele, seye der Brand, aber er ist es nicht; die brandähnlichen Erscheinungen kommen von dem heftigen Schmerz, welcher das Blut aus den Enden der Adern in das Wesen der Lunge getrieben hat.

Wenn die Thiere den 12ten, den 14ten Tag nach der Krankheit sterben, ist die Lunge tiefbraun, und etwas härter als zuvor; manchmal ist sie da und dort ganz hart; manchmal griesig, sandig, , fest, als wenn sie verhärtet wäre.

Sterben die Thiere noch später, z. B. den 18ten, den 21sten, den 27sten Tag: dann ist die Lunge meistens an die Rippen angewachsen, oder sie ist faul oder schwürig, oder mit einer garstigen Sulze bedeckt, die voll Gruben und Höhlen ist, welche faules Wasser oder stinkende Materie enthalten.

Diese Erscheinung findet man bei den Todten, die an der Lungenseuche umgekommen sind. Bei den Kranken wird man im Anfange sträubige Haare, feurige und aufgetriebene Augen, und starkes Fieber bemerken. Man wird sehen, daß sich die Nasenlöcher bewegen, und die Flanken heftig schlagen; fühlen, daß das Herz gewal-

gewaltig klopft; hören, daß die Thiere husten, und bei jedem Huster Schmerz verrathen. Man wird gewahr nehmen, daß sie sich seltener niederlegen; daß sie weniger liegen und sich schwer umsehen. Auf welcher Seite sie am öftesten und längsten liegen, und nach welcher sie sich am leichtesten umsehen — diese ist die kranke.

Bei der Löserdürre thränen den Thieren die Augen bald nach dem Anfall des Uebels; etwas später fließt ihnen Schleim aus denselben, und Rotz aus den Nasenlöchern; sie bekommen Zwang und Laxieren. Bei der Lungenseuche bekommen sie alle diese Zustände nicht; es sey dann, gegen das Ende der Krankheit, oder daß mit derselben die Löserdürre vereiniget wäre. Wenn das letzte geschieht, ist die Lungenseuche ein ansteckendes Uebel; wenn sie aber allein und ohne der Löserdürre erscheint, ist sie nicht ansteckend.

Wenn die Ende der kleinen Adern zu viel Blut oder zu viel weiße Säfte in die Luftzellen oder in das schwammigte Gewebe der Lungen seigen: müssen die Thiere sterben; — besonders in den Fällen, wenn die Aussеigung in dasselbe in Blut besteht.

Wenn

Wenn es aber kein Blut, sondern weiße Säfte sind, die sich ergossen haben, und die Kranken gegen das Ende der Seuche Schleim durch die Nase oder das Maul auswerfen: dann kommen sie davon, oder sie verfallen in die Lungensucht, oder sie werden dämpfig, oder die Lunge geht in Fäulung. Das eine und das andere erkennet man, wenn die Thiere nach der Krankheit immer magerer werden; oft husten; kurz Odem ziehen; die Nasenlöcher und die Flanken stark bewegen.

Kein Thier, bei welchem man diese Zeichen wahrnimmt, ist gesund; es mag essen, trinken, eindrücken oder wiederkäuen, so gut es immer will.

Alle Thiere sterben, denen die Augen einsinken, trübe und wässerig werden; denen blutiger Schleim aus der Nase fließt; die den Kopf gerade ausstrecken; die Nasenlöcher weit aufreissen; das Maul aufsperren, und schäumen, wenn sie Odem holen; bei denen man Keuchen und Rasseln in der Brust bemerkt; die in anhaltendes Laxieren verfallen; denen der Bauch aufschwillt; die kalt über den ganzen Körper

werden,

werden, und das Gefühl in allen Theilen verlieren.

Wenn hingegen die Kranken anfangen, stärker, lauterer und ohne Schmerz zu husten; wenn ihre Zunge blauer, körniger und spitziger wird; wenn sie öfter und tiefer die Nase lecken, seltner mit den Zähnen knirschen, leichter Odem ziehen, die Nasenlöcher und die Flanken gelinder bewegen; wenn sie sich frei und ohne Husten nach beiden Seiten umsehen können; wenn die Gillwurz grosse Geschwülste macht; die Haarseile viele und weiße Materie geben, die Thiere oft daran lecken, und viel Schmerz empfinden, wenn daran gezogen wird; wenn die Neigung zum Futter, besonders zu dem gewöhnlichen, wiederkehrt und täglich wächst; wenn sich die Milch wieder einfindet, und die Thiere heiterer werden: dann ist Besserung zu hoffen.

Zur Heilung der Lungenseuche werden viele und verschiedene Mittel angerathen, gelobt und angerühmt; allein, wenige haben den Nutzen, der ihnen zugeschrieben wird. Die würksamsten, die ich dagegen kenne, sind: ein langes Haar-

seil

seil an die Brust gezogen; das Brennen der Haut an derselben mit einem thalerbreiten und fingerdicken glühenden Eisen an einem oder zween Oertern; reine und frische, doch nicht zu kalte Luft; Mehltrank, Heutrank mit Salz und etwas Honig vermischt; Kreen mit Honig; saure Aepfel; Reinlichkeit; Nahrung, wie sie die Kranken verlangen; gute Wartung, gute Pflege und Gedult.

Am sichersten würken die Haarseile und die Gillwurz, wenn sie gleich im Anfange, das ist, bei dem ersten Verdacht der Seuche angewendet werden, die Thiere noch Kraft im Körper und gesundes Blut in den Adern haben. Durchs Aderlassen wird zwar das Odemholen etwas leichter: allein, diese Hülfe währt nur kurze Zeit, weil durch das Aderlassen nur das Blut aus den Adern, nicht aber aus dem Wesen der Lunge gezogen wird.

Auch in dieser Seuche leidet das Mittelalter am meisten; am wenigsten werden die Alten ausgemergelten angefochten; am leichtesten überstehen das Uebel die trächtigen Kalben; am schwersten kommen die Fetten durch. Die meiste

Neigung

Neigung dazu haben die schwarzen, die schwarzbraunen und rothen — und die wenigste, die rehfahlen Thiere.

Von der Stiersucht oder den sogenannten Franzosen des Horn-Viehes.

Die Stiersucht ist keine Krankheit; sie ist nur die Gefährtin von einem andern Uebel, welches der Bauer mit Unrecht die Franzosen nennt.

Ich sage, mit Unrecht, weil er glaubt, es sey eben die Krankheit, wie die Franzosen bei Menschen.

Diese ist es nicht: denn sie entstehet weder an den Zeugungstheilen, bei Stieren, noch an den Geburtstheilen, bei Kühen.

Es ist ein besonderes Uebel, welches nur das Hornvieh, so wie die Finnen nur die Schweine, ergreift.

Es hat seinen Sitz in der Brust und im Bauche, und bestehet in einer Menge von kleinen Warzen, die Klumpenweise an der Lunge, oder an der Brusthaut, oder am Querfell, oder

am Netze hängen, und mit einer schleimigten Haut überzogen sind.

Dies Uebel gehört unter die langwierigen Gebrechen; die Thiere, die damit befallen werden, ziehen oft 5 — 6 Jahre herum, ohne daran zu sterben; sie essen ihr Futter, ohne viel Nutzen zu bringen.

Weil solche Thiere der Wirthschaft immer nachtheilig sind: so ist es nothwendig, daß man sich Mühe giebt, diese Krankheit genau kennen zu lernen. Sie offenbaret sich durch wiederholtes Verlangen zum Begatten, durch beständigen Trieb zu Stieren. Bei manchen Kühen erneuert sich dieser Tieb mit jedem Monathe, deswegen nennt der gemeine Mann solche Kühe die Monathreiterinnen. Bei wenigen läßt er nach, wenn sie begattet sind: weil es nur wenige giebt, die aufnehmen; die meisten sind unfruchtbar. Geschiehet es ja, daß eine trächtig wird, so geht sie wieder 2 — 3 Jahre leer.

Wenn sie eine Zeit lang auf diese Weise gelebt haben, fangen sie an zu husten; behalten aber dabei ihr gutes Aussehen, ihre Munterkeit, die Lust zum Futter, und die Triebe zum Begatten, wie vorher.

Erst lange darnach verlieren die Haare ihren Glanz, der Körper sein Fleisch, die Augen ihr Feuer. Der Husten, der im Anfange feucht war, wird immer trockner, je magerer die Thiere werden. Dadurch unterscheiden sich die sogenannten fetten Franzosen von den magern. Ueberhaupt sind die magern nichts anders, als eine Folge von den fetten.

Sobald man diese Veränderung wahrnimmt, ich meyne: wenn die Thiere anfangen, bei gutem Futter mager zu werden, so müssen sie sogleich ausgemustert werden; sie stehen unnütz im Stalle; fressen das Futter umsonst, und nehmen nicht mehr zu, werden sie auch noch so gut gemästet.

Damit man aber versichert ist, daß die Kühe an den Franzosen leiden, so sehe man ihre Augen an: in dem Weissen wird man rothe Striemen wahrnehmen, die immer grösser werden, je älter die Krankheit wird; die Augen selbst aber wird man bleich, trübe, ohne Glanz und ohne Leben, finden.

Drückt man zu gleicher Zeit die Thiere mit den Fingern vorwärts in die Brustgrube, so

 sieht

sieht man mit Verwunderung, daß sie den Druck nicht aushalten können, sondern sich so weit zurückbiegen, als es die Ketten oder die Stricke zulassen, an die sie gebunden sind.

Dieses Zeichen ist untrüglich; es erscheinet immer, wenn das Uebel einen hohen Grad erreicht. Es kömmt daher: weil sich viele Knoten um die Luftröhre in die Brust ansetzen, die das Odemholen erschweren, wenn sie von aussen gedrückt werden. Einige von diesen Knoten kann man fühlen, wenn man sie aufmerksam sucht.

Die meiste Anlage zu diesem Uebel haben die Kühe; weniger sind die Stiere, und am wenigsten die Ochsen, dazu geneigt. Die letzten, die Ochsen, müssen den Landmann überzeugen, daß nicht das zu viele Springen, wie er glaubt, Schuld daran sey, weil diese nicht springen können, und die meisten schon in der frühesten Jugend geschnitten werden.

Das Alter, in welchem die Krankheit am gewöhnlichsten ausbricht, ist das 4te und 5te Jahr; in diesem Alter ergreift sie die Kühe, die Stiere und auch die Ochsen. Im Anfange ist sie nur örtlich; das heißt, sie nimmt nur gewisse

wisse Flecke an der Lunge oder an der Brusthaut ein, ohne deswegen den ganzen Körper krank zu machen. Diese Wahrheit ist um so sicherer zu glauben, weil sie die Thiere selbst bestättigen. Sie bleiben nicht nur munter: sie scheinen vielmehr feuriger zu werden; ihr Körper nimmt eher zu, als ab; ihre Haare glänzen, und ihre Glieder behalten die gewöhnliche Kraft.

So lange die Thiere in diesem Zustande sind, kann man ihr Fleisch ohne Bedenken verzehren. Sobald aber die Haare anfangen, ihren Glanz zu verlieren, sich aufzuheben, zu börsten, und diese Richtung zu behalten; sobald der Körper vom Fleische fällt, die Glieder matt werden, und die Thiere Fieber bekommen: sobald ändert das Fleisch die vorigen guten Eigenschaften; es verliert nicht nur seinen natürlichen guten Geschmack, es verliert auch die Nahrungskraft; weil es in einem solchen Zustande in jedem Betracht ungesund ist, so schadet es auch in jedem Betracht, wenn man es genießt.

Nach meiner Beobachtung entwickelt sich das Uebel auf eben die Art, wie gewisse Gewächse auf den Knochen der Pferde, oder gewisse

Fleischwarzen auf der Oberfläche der Haut. Wenn die Thiere, die es ergreift, das nöthige Alter erreicht haben, und der Saamen zu diesen Gewächsen reif ist, so fängt er an zu keimen; die Plätze, auf denen er abgesetzt worden ist, fangen an, sich gelinde zu entzünden, röther und weicher, als sonst, zu werden, und gleich darnach fahren kleine und fleischigte Warzen auf, die anfänglich weich und hochroth sind, in ihrem Wachsthume immer blässer und härter werden, und am Ende sich in eine Art von kreidigten Stein verwandeln. Wenige werden grösser, als etwa ein Hanfkorn oder ein mittelmäßiger Stecknadelknopf; die meisten bleiben klein, wie Hirsekörner, und hängen wie Trauben zusammen, die nach der Menge der Körner grösser oder kleiner sind, und bald braunroth, bald gelbe, bald färbig, bald schwärzlich, aussehen, nachdem sie jünger oder älter sind.

Der Stiel, an welchem sie hängen, ist bei manchen ziemlich lang, bei manchen sehr kurz; manche haben gar keinen. Am längsten ist er immer bei denen, die auf der Lunge, und am kürzesten bei denen, die auf dem Netze und auf den Därmen sitzen.

Woher

Woher die Krankheit komme, ist schwer zu bestimmen. Ich suche die Grundursache davon im Blute. Ich betrachte sie als eine Erbkrankheit; als ein Uebel, das sich von den Aeltern auf die Nachkömmlinge, eben so, wie der Spat und andere Beinkrankheiten bei Pferden, fortpflanzt.

So sehr auch manche das Gegentheil behaupten, so werden sie mich nie auf andere Gedanken bringen. Nie werde ich rathen, ein Kalb aufzuziehen, das von einer Mutter gefallen ist, die an den sogenannten Franzosen gelitten hat; sollte es auch das schönste, das beste seyn. Ich sage, von einer Kuh, die wirklich die Krankheit hatte, als sie trächtig war.

Die Lage der Oerter, die Beschaffenheit der Ställe, die Art des Verhaltens und die Gattungen des Futters, welches die Thiere genießen, tragen bei, daß das Uebel früher oder später ausbricht — öfter oder seltner zum Vorschein kommt.

In Bergen ist es beinahe unbekannt; auf Anhöhen wird es nur selten, und bei Thieren, die in der Freiheit leben, nie gefunden. Nur in flachen und niedrigen Gegenden; nur da, wo

die Stallfütterung streng eingeführt ist; wo die Thiere in engen, niedrigen Ställen eingesperrt sind; wo sie selten in die freye Luft gelassen, und niemals beweget werden; nur da, wo es viele gedungte Wiesen, viel fettes Gras, und viele süsse Kräuter giebt: ist die Krankheit gemein. In Mühlen kommt sie oft vor; in Bräuhäusern aber ist sie zu Hause.

Ich glaube nicht, daß es irgend ein Mittel dawider giebt, wenn sie schon einen hohen Grad erreichet hat; ich glaube auch nicht, daß sie mehr zu heilen ist, wenn die Kranken zu husten anfangen.

Bei den sogenannten fetten Franzosen wird das Aderlassen als ein sicheres Mittel angerühmt, welches die Krankheit heben soll, wenn es von Zeit zu Zeit angewendet wird; allein, nach meiner Erfahrung hat es keinen andern Nutzen, als: daß es den Husten auf eine Zeit lang stillt. Bei den magern Franzosen ist das Aderlassen immer schädlich.

Das Purgieren mit der Scheibwurz oder mit andern Dingen, leert zwar die Mägen und die Därme aus: allein, der Krankheit thut es keinen Abbruch.

Das einzige Mittel, welches ich beim Eingange des Uebels anrathe, ist das frische Kalkwasser, wenn es den Kranken täglich einmal samt dem Kalksalze, statt des gewöhnlichen Wassers, zu trinken gegeben wird.

Das beste aber ist: daß man die Thiere bei Zeiten abschafft; kein Kalb auferzieht, das von einer Mutter gefallen ist, die an der Stiersucht gelitten hat, und daß die Ursachen verändert, verbessert, oder entfernt werden, die das Uebel zum Ausbruch bringen. Man kennt sie, ich habe sie oben angezeigt: sie bestehen in den niedrigen und fetten Weiden; in den zu warmen Ställen; in zu vielem und zu nahrhaftem Futter; im Mangel der freyen Luft und Bewegung; in der zu seltnen Abwechslung der Nahrungsgattungen, hauptsächlich aber in der Stallfütterung.

Von den Kennzeichen der Maulseuche.

Maulseuchen giebt es vielerley Arten; bald bestehen sie in Ausschlägen, in Rinden oder Krätzen an den äussern Theilen; bald in weichem, schlappem, verändertem, stinkendem

Zahnfleisch, mit oder ohne Wackeln der Zähne; bald in Blasen, in Geschwüren und Schwämmen an der Zunge und an den Seitentheilen des innern Maules, und bald in einem Schwär- oder Pestbeulen am Grunde der Zunge.

Oft entsteht die eine oder die andere von diesen Maulkrankheiten allein; oft finden sie sich mit andern Krankheiten, vorzüglich mit der Löserdürre, ein.

Die Thiere, die darein verfallen, fangen an, langsam zu fressen, und bald darauf das Futter ganz zu versagen. Sie bekommen ein schleimiges, schmieriges Maul, entfärbtes Zahnfleisch, wackelnde Zähne, riechenden Odem; Mattigkeit, Traurigkeit, kranke Mienen.

Bei diesen Umständen leiden sie mehr oder weniger; sie werden mehr oder weniger krank, nachdem die Natur des Uebels und die Ursache der Krankheit ist.

Die Pestbeule im Rachen, am Grunde der Zunge, bringt die Kranken um; die Geschwüre, die sich mit der Löserdürre oder mit der Ruhr im Maule, im Mastdarm einfinden, verrathen ein tödtliches Uebel.

Wenn

Wenn das Fleisch der Geschwüre bleifärbig ist, ists übel; wenn es braun und stinkend ist, ists schlimmer; am schlimmsten ists, wenn sich die Geschwüre nicht reinigen, fortfaulen, und die kleinen in grosse zusammenfließen.

Wenn das Fleisch der Geschwüre roth wird, wenn es eine körnigte, feste und lebhafte Farbe bekommt, werden die Kranken besser; wenn aber die Theile bluten, so oft man sie berührt, dann ist es ein übles Zeichen; ein Zeichen, daß die Thiere langsam, schwer oder gar nicht genesen werden.

In diesen Krankheiten muß man die Gesunden und die Kranken reine Luft hauchen lassen, und beide öfter des Tags mit gesalzenem Wasser tränken; den ersten gesundes Futter, und den letzten solche Nahrung geben, die nicht viel Kauens bedarf; z. B. Mehlsuppen, Kleien, Brod.

Den Kranken muß das Maul 3 oder 4mal des Tages mit gesalzenem Essigwasser, oder mit Wasser von gesottenem Roßmarin, fleissig gewaschen, und nach jedesmaligem Waschen die Geschwüre mit gesalzenem Honig geschmiert werden.

Von den Kennzeichen der Klauenseuche.

Die Klauenseuche, das Fußweh oder die Lähme, bricht im Sommer aus. Sie erscheint in den heißen Jahren, und endiget sich, wenn die Hitze nachläßt.

Manchmal ist sie allein, manchmal mit der Maulseuche vermischt; im letzten Fall ist sie gefährlich, im ersten mehr oder weniger heftig.

Die Thiere, die darein verfallen, fangen auf einmal an zu hinken; die Klauen werden heiß, schmerzhaft und entzündet; das Fleisch über denselben schwillt; die Geschwulst erregt Fieber, das manchmal örtlich bleibt, manchmal im ganzen Körper Hitze und Wallung erregt.

Nach diesen Zufällen entstehen Geschwüre, die stinkende Materie seigen; sie entstehen entweder im Spalt der Klaue, oder um die Krone derselben; oft auch in beiden Theilen.

In einem und im andern Fall trennt sich der hornigte Theil von der Haut, mit der er verwachsen ist. Das abgetrennte Horn muß sogleich abgeschnitten werden; schneidet man es nicht weg, so geht oft die Klaue verloren.

So oft das letzte geschieht, ist es eine üble Sache; deswegen muß man ihr bei Zeiten vorzubeugen suchen. Am besten beugt man ihr vor, wenn man die Thiere in fließendes Wasser stellt, sobald sie zu hinken anfangen, oder ihnen die kranken Theile recht rein und recht oft mit frischem Wasser wäscht; wenn man ihnen nach jedesmaligem Baden oder Waschen einen dicken Anstrich von Ofenlaim und Wasser, zu dem ein halber Löffel voll Silberglätteßig gegossen worden ist, auf der Stelle macht, so weit sich die Hitze, die Geschwulst erstreckt.

Sobald der Anstrich trocknet, wird er sogleich mit eben dem Wasser benezt, und sobald die Geschwüre aufbrechen, wäscht man sie mit eben dem Wasser täglich zweimal ab.

Auf diese Art fährt man fort, bis die Schäden geheilt sind. Innerlich wird den Thieren keine andere Medizin, als Steinsalz zum lecken gereicht. Dieses Mittel und fleissiges Baden im fliessenden Wasser, haben nicht nur die kranken, sondern auch die gesunden Thiere vonnöthen, so lange die Hitze währt. Wenn diese vorüber ist, so hört bie Seuche auf.

Von den Anstalten, die mit den Kranken zu treffen sind, wenn eine Seuche ausgebrochen ist.

Sobald man die Zeichen bei den Kranken siehet, und beim Aufschneiden der Todten findet, von denen ich die Beschreibung gegeben habe, kann man sicher glauben, daß das Vieh die Seuche umgebracht habe.

Haben die Kranken während dem Laufe des Uebels laxieret; haben sie am Zwang gelitten; ist ihnen Schleim aus den Augen, Rotz aus der Nase geflossen; sind die Mägen oder die Därme an der äussern oder innern Seite fleckig oder entzündet nach dem Tode gefunden worden; war der Dritte (der Löser oder das Buch) mit dürrem Futter beladen: so kann man sicher glauben, daß die Löserdürre regiere.

Daß diese Seuche giftig, daß sie ansteckend ist, habe ich schon gesagt; das erste Mittel, was man also anwenden muß, ist: daß den Augenblick die Gesunden von den Kranken weggenommen, und Sorge getragen wird, daß sie nicht mehr zusammen kommen.

Wenn dieses bei dem eingestallten Vieh eine unmögliche Sache wäre; wenn sich der Fall ereignete, daß dies Verfahren wegen der zu grossen Zahl der Gesunden gar nicht geschehen könnte: so muß man bei dem ersten Zeichen, das eine Kuh oder Ochs von der Seuche giebt, dieses Stück sogleich, und zwar den Augenblick, von dem übrigen Vieh wegnehmen, und an einem andern entfernten Orte unterzubringen suchen.

Der Platz, wo das Kranke gestanden hat; die Theile, die es berührt, und die Geschirre, aus welchen es getrunken und sein Futter genossen hat, müssen auf das reinste gesäubert, gewaschen, ausgelüftet, getrocknet, und erst nach vielen Tagen zum gewöhnlichen Gebrauche verwendet werden.

Sobald das krankgewordene Stück auf dem Platze ist, wo es die Krankheit überstehen soll, so laßt ihm sogleich die Gillwurzel unten an der Brust zwischen die Haut und das Fleisch einstecken, oder die sogenannte Schnur (Haarseil, Eiterband) setzen.

Auch ist es gut, wenn solchen Kranken die Haut unten am Bauche an 2 oder 3 Oertern mit einem Thalerbreiten glühenden Eisen gebrennt wird, bis sie braungelb wird.

Diese

Diese drei Mittel sind in dieser Krankheit und in allen andern Seuchen, welche die Eingeweide der Thiere entzünden, vor allen Mitteln die besten in der Welt; sie müssen aber gleich im Anfange gebraucht, und hübsch stark gemacht werden; besonders muß das Haarseil lang gezogen, und die Gill- oder Nießwurzel gut, das ist, kräftig seyn.

Von dem Verhalten der Kranken in der Nahrung.

Den Kranken muß man nichts oder nur gar wenig von dem gewöhnlichen Futter zu essen geben, besonders von dem dürren; es müßte denn seyn, daß sie zu dem einen oder andern Kraut ein großes Verlangen hätten; allein das haben sie selten, besonders in den ersten Wochen des Uebels nicht.

Anstatt des dürren und sonst gewöhnlichen Futters reicht man ihnen manchmal eine dünne Schnitte Brod mit Salz und Schiespulver bestreut; diese Speise ist Futter, und ist zugleich Medizin.

Eben so nützlich sind den Kranken die frischen weißen und gelben Rüben: die sauern Aepfel: das süsse Kraut, und andere dergleichen

chen Gartengewächse. Sie stärken die Thiere, sie geben dem Leben Kraft, und helfen den Kranken nicht nur die Krankheit, sondern auch ihre Zufälle vermindern. Nur da sind sie schädlich: wenn sie ihnen widerstehen; wenn ihnen ekelt davor; wenn man sie ihnen mit Gewalt in den Rachen schiebt; wenn sie die Kranken nicht aus eignem Triebe nehmen.

Wenn die Zungen der Thiere dürre, trocken, schmutzig, oder mit zähem Schleime bedeckt sind, nehmen sie gar kein Futter; dies geschiehet vorzüglich in den zwei ersten Fällen; nämlich in denen, wo die Zungen dürre, braun, schwarz oder trocken sind. In den übrigen nehmen sie nur selten was; das, was sie alsdann nehmen, sind gemeiniglich keine andere, als gesalzene, gelindbittere oder sauere Dinge. Sobald hingegen die Zungen rein, von der Rinde, vom Schleim, vom Schmutze befreit werden, ist es ein Zeichen, daß sich die Krankheit gebrochen hat. Den Beweis davon geben die Thiere selbst: denn bald darnach bekommen sie ihren vorigen Geschmack zu eben dem Futter, was sie im gesunden Stande liebten.

Die Kranken, die während der Krankheit etwas von der gewöhnlichen Nahrung aus eig-

nem Triebe essen, kommen nie oder nur äusserst selten in Lebensgefahr; diejenigen hingegen, die nach Verlauf von 6 bis 8 Tagen zu gar keiner Nahrungsgattung Neigung erhalten, sterben, wenn sich die Seuche nicht gähling bricht.

So wenig den Kranken bis zum sechsten, achten Tag Nahrung gegeben werden darf: so muß man ihnen doch täglich etlichemal allerhand Futtergattungen reichen, und sehen, ob sie nicht diese oder jene Gattung verlangen. Dies muß besonders in der mittlern Zeit, das ist, zwischen dem Anfange und Ende des Uebels, geschehen; doch muß es ihnen nur jedesmal gezeigt, nie aber vorgelegt werden, bis sie es mit Begierde essen, weil es ihnen sonst Abscheu oder Ekel macht. Auch muß dem kranken Vieh, so lange es gefährlich ist, die Nahrung nicht durch fremde Leute, sondern durch ihre gewöhnlichen Wärter gereicht werden; von den leztern nehmen sie sie am liebsten, von den ersten selten gerne.

Diejenigen, welche den Kranken das Futter mit Gewalt in den Rachen schieben, oder sonst zu verschlingen zwingen, begehen einen grossen Fehler. Was dem Maul nicht schmeckt, und der Nase zuwider ist, verdauen die Mägen nicht.

Doch

Doch kann ihnen, wenn sie lange weder Brod, noch Aepfel, noch Rüben, noch Kraut, oder sonst was anderes genießen, gegen die Mitte der Krankheit täglich ein, oder höchstens zweimal 1 Schoppen oder 1 Pfund dicke Mehlsuppe eingegossen werden, die scharf gesalzen ist.

Besonders ist dies Mittel anzuwenden, wenn die Thiere oft, heftig, und mit grossem Zwange laxieren; dann aber muß man das Salz weglassen.

Sollte der Mist, den sie von sich geben, stark stinken; sollte der Koth in braunem Wasser oder in gelber Jauche bestehen; oder sollten die Thiere sehr entkräftet seyn, so muß die Mehlsuppe, nachdem sie recht dick gesotten oder gekocht worden ist, mit einem kleinen Glas voll guten Wein oder starkem Bier versetzt, und, auf diese Art verdünnt, dem kranken Vieh eingegossen werden.

Was die Abwechslung des Futters betrift, muß man sich besonders nach der Jahrszeit richten: denn sowohl der Geschmack der Thiere, als ihr Körper und ihr Blut, ist in jeder Jahrszeit anders; er ist nach der Witterung, nach der Hitze, nach der Kälte verschieden. Im Sommer liebt das Vieh das gesunde, frische

Gras; in der Nässe: das dürre Futter, die Kleien, die gewürzten Pflanzen; im Herbste: die Gartenfrüchte, die gelindbittern Gewächse; im Frühjahre hält ihr Geschmack das Mittel zwischen dürren und grünen Sachen.

Alle diese Nahrungsarten sind nach der Verschiedenheit der Zeiten, nach der Verschiedenheit der Thiere, ihrer Körper, ihrer Krankheiten, ihres Bluts, für die Gesunden und Kranken Medizin.

Von dem Tranke für die Kranken.

So wenig man bei der Löserdürre und in andern hitzigen Seuchen im Anfange der Krankheit den Kranken zu essen geben darf, so fleisig muß man sie tränken.

Der gesündeste Trank, den ich für das Vieh in solchen Umständen kenne, ist das Wasser von aufgebrühtem Heu, das mehr oder weniger gesalzen, lau, wärmer oder kälter ist, nachdem die Umstände sind, oder nachdem es den Kranken schmecket.

Die Verschiedenheit der Jahrszeiten, die Verschiedenheit der Krankheiten, der Zufälle,

der Art und Gattungen der Thiere, trägt hier vieles bei.

Doch darf man die Kranken zu diesem Tranke eben so wenig zwingen, als man sie zum Genuß dieser oder iener Art Futter nöthigen darf; die Gewohnheit und der Instinkt sind hier wohl zu betrachten.

Leiden die Thiere lieber Durst, als sie Heubrüh trinken, dann giebt man ihnen Wasser oder den nämlichen Trank, den sie gewohnt sind.

Bald aber gewöhnen sie ihn, wenn man ihnen etlichemal des Tags das Maul und die Zunge damit wäscht; sobald sie den Geschmack davon haben, ziehen sie ihn dem Wasser vor.

Der Heutrank wird in eine wirksame Arznei verwandelt, wenn er im Anfange der Krankheit dem Vieh gesalzen, den Schwachen mit Brodrinden, und für diejenigen, die sehr stinkenden Koth und faule Jauche laxieren, mit ein paar Hände voll grob gestoßener Eichenrinde gekocht, und statt des Wassers zu trinken gegeben wird.

Von den Ställen für die Kranken.

Die Ställe, in welchen die Kranken untergebracht werden, müssen groß, hoch, geräumig, lüftig seyn.

Die Thiere müssen nicht nur hinreichende Streue, sondern auch, so oft es nöthig ist, frisches Stroh bekommen, besonders zu der Zeit, wenn sich die Kranken legen. Das nasse Stroh muß sogleich entfernt werden, sobald es vom Harn oder vom Koth beschmiert worden ist.

Das nämliche muß mit dem Kothe geschehen, den sie vermöge des heftigen Laxierens ausser der Streu, und oft weit vom Standorte entfernt, auf die Erde spritzen.

Die besten Ställe für die Kranken sind im Sommer bei großer Hitze, Hütten auf dem freien Felde, die von Brettern, von Stauden, oder von Stroh gebaut werden. Doch muß man hier auf Schatten, auf Wasser, auf die Nähe des Orts und auf alles übrige ein Augenmerk richten, was zur Pflege, zur Bequemlichkeit, zu allem, was die Kranken bedürfen, nöthig ist.

Die

Die besten Oerter sind im Sommer die offenen Schopfen bei den Häusern; die Gärten und nahen Wälder, wo Luft, Wasser und Schatten beisammen sind.

Verwahrt man die kranken Thiere in dieser Jahrszeit in ordentlichen Viehställen, dann müssen ihre Thöre und Fenster Tag und Nacht offen seyn, und, wenn die Hitze groß ist, die Gegenden, wo sich die Thöre und Fenster befinden, täglich etlichemal mit frischem Wasser begossen werden.

Eine wahre Arznei für die Kranken ist es ferner, wenn man sie — so lange es ihre Kräfte erlauben — früh und Abends eine Stunde in die freie Luft gehen läßt.

Wenn die Seuche, z. B. die Löserdürre, im Frühjahre oder im Herbste herrscht, so müssen die Kranken in trocknen der Jahrszeit angemessenen wärmern Ställen, die rein und lüftig sind, verwahret, in der Nacht die Thöre gesperrt, die Fenster aber offen gelassen werden. Demungeachtet werden die Kranken auch in diesen Jahrszeiten in den heitersten Stunden des Tages aus den Ställen gelassen, so lange sie so

 viel

viel Kräfte behalten, daß man sie herauslassen kann.

Weil sowol die Löserdürre, als alle übrigen Plagen, die den Thieren geschwinde den Tod erregen, hitzige Krankheiten sind, so müssen sie nie zu warm gehalten werden; denn hält man sie zu warm, so wird die Krankheit ärger und die Thiere gehen gewiß zu Grunde, weil das warme Verhalten die Hitze und das Fieber vermehrt, und beides zusammen macht, daß sie sterben müssen.

Von den Dienstboten, welche die Kranken warten und pflegen.

Zu diesen verschiedenen Geschäften werden fleißige, treue und sehr eifrige Dienstboten erfodert.

Doch müssen auch die treuesten und sorgsamsten wachsame Herren und fleißige Hauswirthinnen zu Oberaufsehern haben, damit morgen die kranken Thiere eben so gut gewartet werden, als sie heute gewartet worden sind.

Nicht

Nicht nur die Nahrung und die Arzneien, die ich angerathen habe, sind Arzneien für die Kranken, sondern auch Wartung und Pflege sind Medizinen für sie.

Die Kranken müssen nicht nur täglich gereiniget, gesäubert, geführt, ordentlich getränkt und gepflegt werden, sondern es muß ihnen auch zu verschiedenenmalen des Tags das Maul und die Nase gewaschen, die Zunge mit Salz abgerieben, die Augen gereiniget, und die Materie, die die Gillwurzel, die Eiterbänder, das glühende Eisen, an der Brust oder am Bauche erreget hat, mit frischem oder mit gesalzenem Wasser fleisig abgewaschen werden.

Diejenigen, welche die Kranken warten und pflegen, dürfen nicht in die Ställe oder in die Häuser gehen, in welchen die Seuche nicht herrscht, damit sie weder Verdacht noch Gelegenheit geben, das Uebel verbreitet zu haben.

Eben so muß man auch alles, was bei den Kranken zum waschen, zum reinigen, zum Futter, von Gefäsen oder Geschirren gebraucht worden, von den Gesunden entfernen, bis die Seuche gänzlich aufgehört hat.

Erst einige Zeit darnach können die Gefäße und Geschirre, aus welchen die Kranken getrunken oder ihr Futter genossen haben, den Gesunden wieder gegeben werden; doch müssen sie vorher fleißig gewaschen, gerieben, gesäubert, mit heissem Wasser gebrühet, in kaltem ausgewässert und ausgelüftet werden, ehe man sie zum vorigen Gebrauch verwendet.

Das Stroh, welches den Kranken zur Streue gedient hat, und der Mist, den sie abgesetzet haben, ist sowol von den Kranken, als von den Gesunden zu entfernen, denn er ist beiden schädlich; für die Kranken ist er es, weil er die Krankheit verschlimmert, weil er sie gefährlicher macht; für die Gesunden ist er schädlich, weil er von Kranken kömmt, von Kranken gegangen ist, und folglich krank machen kann. Am besten ist es, wenn er Morgens früh bei der kühlen Luft ausgeführt, und gleich in die Erde gegraben wird.

Anmerkungen über den Gebrauch der Arzneien.

Alle Arzneien helfen nichts, wenn man die Kranken nicht gut, nicht ordentlich wartet: wenn man sie nicht so pflegt, wie ichs in den vorhergehenden Kapiteln gelehret und vorgeschrieben habe.

Alle Arzneien sind Gift, die dem kranken Vieh zu frühe, zu spät, in zu großer Menge, oder zur Unzeit gegeben werden, sollten es auch sonst die besten, die unschuldigsten Mittel sein.

Alle Arzneien, die die Thiere empfangen, empfangen sie deswegen, daß sie wirken sollen, weil aber die meisten ihre Kraft nicht kennen, und nicht wissen, wie und wenn sie wirken sollen, so werden sie den Thieren nicht nur auf geradewol, sondern immer zu ihrem Schaden gereicht.

Alle Arzneien, die sich nicht im Wasser auflösen, und die meisten von denen, die in demselben zergehen, sind den Thieren schädlich, die nicht eindrücken, nicht wiederkäuen. Alles schadet den Kranken, was ihr Magen nicht verdauet.

Alle Arzneien, die man den Kranken bei Seuchen zu geben pflegt, erhalten sie meistens alsdann, wenn die Thiere nicht mehr eindrücken, nicht mehr wiederkäuen, folglich in der Zeit, in welcher sie schaden müssen.

Die meisten Mittel, welche ihnen unwissende Hände reichen, (ich dürfte fast sagen, alle,) sind Sachen, die die gesunden Mägen verderben, beschweren, reizen, beängstigen, plagen; die den Thieren Ekel, Laxieren, Schwitzen erregen, dem Körper Unruhe machen: alle diese Dinge sind keine Arzneien; es sind, wie ich gesagt habe, Gifte.

Die Mittel, die man den kranken Thieren giebt, sind nur alsdann Medizinen, wenn sie nach den Umständen der Krankheit gewählt, zur rechten Zeit in gehöriger Menge gereicht, und in den Zufällen gegeben werden, wo sie helfen können, oder wo sie wenigstens nichts schaden, wenn sie mit dem Uebel kämpfen. Werden sie nicht so gereicht; werden sie anders gegeben oder gewählt: so sinds keine Arzneien, sondern Gifte.

Dem Landmann diese Kunst zu lehren, ist nicht in meiner Gewalt; vielleicht wäre es auch nicht in seiner, sie so zu lernen, wie sie erlernt

werden muß. Ein Arzt, der nichts thut, als diese Wissenschaft studiert, braucht eben so viel Zeit dazu, als die besten und fleißigsten unter ihm Zeit zu Erlernung der Viehzucht, des Ackerbaues, der Landwirthschaft überhaupt, bedürfen.

Die Thiere gut warten, gut pflegen, ihnen die Hülfsmittel in Seuchen und Krankheiten anzuwenden, und alles das zu thun, was ich vorgeschrieben habe, das ist in seiner Gewalt; das soll und kann er thun.

Wenn der Bauer, der Landwirth, alles dies thut, recht thut, fleißig anwendet; wenn er so verfährt, wie ich es bisher gesagt und vorgeschrieben habe, so wendet er gewiß solche Mittel an, die für ihn nützlich, und für seine Thiere heilsam sind.

In die Arznei der Menschen und der Thiere aber muß er sich nicht mischen: die verstehet er nicht. Thut er das, was er begreift, was er verstehet, so wird er glücklich seyn.

Dies ist nicht nur von Seuchen allein, sondern auch von allen übrigen Krankheiten wahr.

Was zur Wartung und Pflege der lezten gehört, habe ich hier weitläuftig erklärt. Alle Kranke wird man freilich damit nicht heilen können;

nen; aber doch werden viele erhalten, die umgekommen wären, hätte man dieses nicht gewußt.

Es ist mit den Kuren in Seuchen, wie es mit der Erndte und mit der Sammlung der Früchte ist. Sie gehen nicht überall, nicht an allen Oertern und alle Jahre gleich gut von statten, wenn auch die Aerzte und die Erndter immer die nämlichen sind.

Die Witterung, die Jahrszeit und das Wetter mischen sich in die Seuchen und in die Genesung der Kranken, wie sie sich ins Gedeihen der Früchte und in ihre Erndte mischen; sie haben Einfluß, sie haben Theil daran.

Die Seuchen, die von der kranken Zeit, von der übeln Witterung, von der schlechten Nahrung, von ungesunden Weiden und andern übeln Ursachen herkommen, sind gefährliche, oft sind sie tödtliche Uebel. Diejenigen aber, die von weniger bösen Ursachen entstehen, sind weniger gefährlich und folglich weniger böse.

Von dem Gebrauche der Häute der Thiere, die an der Seuche gestorben sind; dem Begraben der Todten, und der Reinigung der Ställe.

Die Häute von todten Thieren stecken die Gesunden nicht an, wenn die Seuche nicht ansteckend ist, an der sie gestorben sind.

Doch können sie giftig und folglich schädlich werden, wenn sie den Todten zu lange auf dem Leibe gelassen werden, bis das Blut zu faulen, die Eingeweide und das Fleisch zu stinken anfangen; alles dies geschieht im Sommer bey grosser Hitze, in einem Zeitraume von etlichen Stunden — auch noch früher, wenn die Krankheiten im Milzbrande, in der Ruhr oder Löserdürre bestehen.

Es können also den Todten, sie mögen durch Seuchen oder durch andere Krankheiten ums Leben kommen, die Häute nicht länger auf dem Leibe gelassen werden, als bis die Körper ausgekühlt sind.

Nie darf diese Arbeit im Hause, im Hofe, oder auf dem Platze vorgenommen werden, wo das Thier ums Leben gekommen ist, sondern

allzeit an dem Orte, wo das Aas begraben werden soll; und wenn sie im Sommer bei warmer Witterung in Zeit von etlichen Stunden nach dem Tode nicht abgeschälet ist, soll sie der Inhaber verlieren, und das Aas mit Haut und Haar begraben werden.

Ferner sollen die Thiere in den Seuchen, wo sie bei lebendem Körper faulen; wo sie Pestbeulen oder sonst giftige Ausschläge am Körper bekommen, nach dem Tode mit Haut und Haar begraben werden, und zwar aus der Ursache: weil dergleichen Häute vergiften, und wegen der Ausschläge immer verdorben sind.

Sowohl in ansteckenden, als nichtansteckenden Seuchen sollen die Häute, sobald sie abgezogen sind, mit kaltem Wasser abgespühlt, alsdann 24 Stunden in Lauge oder in gesalzenes Wasser eingeweicht, und nach Verlauf dieser Zeit in der freien Luft getrocknet werden.

Reißt aber irgend eine Seuche so heftig ein, daß viele Thiere in einem kurzen Zeitraum sterben; dann muß man Anstalten treffen, daß die Häute sogleich in grosse Tonnen gebracht werden, die mit Alaun- oder Salzwasser gefüllet sind.

Wie man in dergleichen Unglücksfällen wenigstens die Häute von dem Vieh erhält, habe ich Mittel an die Hand gegeben; aber alles muß auch gethan werden, was ich gesagt habe, damit man weder sich, noch dem Nachbar, noch dem Lande durch Nachlässigkeit ꝛc. Schaden zufügt: denn im lezten Falle wird man gestraft, und muß, nebst der Strafe, die Häute mit den Körpern begraben.

Gleich nach dem Abschälen der Häute werden den Körpern die Glieder abgehackt, und sowohl die ersten als die Glieder, mit allem Unrath und Blut, acht Schuh tief in die Erde gegraben.

Wenn dieses geschehen ist, müssen die Oerter, wo die Kranken gestanden sind, gereiniget; das Holzwerk und die Gefäse mit starker Lauge recht rein gewaschen; Fenster und Thöre geöffnet, und alles gut ausgelüftet werden.

Von der Beschaffenheit der gesunden Thiere in den Oertern, wo die Seuche ausgebrochen ist.

Sobald eine Seuche in irgend einem Dorfe, oder in irgend einem Stalle einreißt —

M giebt

giebt es in diesem Dorfe oder Stalle keine oder nur sehr wenig gesunde Thiere.

Diejenigen, die noch keine offenbare Krankheit haben, sind heimlich angesteckt, oder wenigstens vorbereitet zur Seuche. Demungeachtet glauben die meisten, daß sich alle Thiere wohl befinden; sie glauben es, weil sie fressen, herumlaufen, Milch geben, und etwas munterer sind, als die wirklichen Kranken; allein, sie irren sich, weil sie die Gesundheit nicht kennen.

Daß sie in diesem Stück irren, können sie selbst begreifen; die Sache überzeugt davon.

Kaum haben sie diesen oder jenen Ochsen, diese oder jene Kuh für gesund gehalten, so liegen sie da, oder geben sichtbare Zeichen, daß sie die Seuche ergriffen hat.

Man glaube aber ja nicht, daß die Thiere erst alsdann krank werden, wenn man ihnen den Tod ansieht; sie sind es schon viele Tage, manchmal schon viele Wochen, manchmal Monate vorher.

Sie sind es besonders in den Plagen, die langsam gehen; die von örtlichen Ursachen entstehen; die von der ungesunden Witterung, von ungesunden Ställen, von der üblen Nahrung

herkom-

herkommen; sie sind es vorzüglich in den Plagen, die erst den Körper, das Blut, die Säfte im Leibe verderben, ehe sie in eine offenbare, in eine sichtliche Krankheit übergehen.

Giebt man genau Achtung, so wird man in dergleichen Fällen bei den gesunden Thieren verschiedene Merkmale finden; man siehet, daß sie alsdann nicht so lustig, so muthig, so heiter aussehen, wie zuvor; daß ihre Augen nicht mehr so glänzen, ihre Zungen nicht mehr so derb, ihr Gang nicht mehr so sicher, ihr Haar nicht mehr so natürlich ist, wie im gesunden Stande.

Alle diese Theile sind alsdann mehr oder weniger entfärbt, traurig, trüb, bleich, nachdem die Seuche, die Ursachen, die Nebenumstände verschieden oder verändert sind.

Oft verändert sich bei den Kühen die Milch einige Zeit vorher, ehe sich die Krankheit zeiget; sie wird ungeschmack, wässerig, dünn; sie giebt weniger Käs oder Butter. Alle diese oder das eine oder das andere Zeichen gehet in den meisten Seuchen vorher, ehe sie zum Ausbruche kommen.

Diejenigen, die eigene Erfahrung haben, werden sich erinnern, daß sie einst so was be-

merkt, und daß der Gesundheit der Thiere in Seuchen nicht zu trauen sei; sie werden wissen, daß es die meisten nicht sind, obschon sie gesund zu sein scheinen: daß der Saame dieser Plagen oft lange vorher im Körper verstreuet ist, ehe die Seuchen zum Ausbruche kommen.

Von dem Verhalten der gesunden Thiere in den Oertern, wo Seuchen herrschen.

Wenn man die Ursachen entfernt, von welchen ich im zweiten Kapitel die Beschreibung gegeben habe, so werden alle die Thiere, die dem Ausbruch der Krankheit noch nicht zu nahe sind, vor der Seuche bewahret, folglich müssen auch die besten Arzneien, und die einzigen Präservativmittel angewendet werden, die sie sowol vor den Seuchen, als vor dem Tode schützen.

Ohne diese Vorsorge giebt es keinen Rath, keine Apotheke, keine Arznei für die Thiere.

Fällt irgend eine Seuche früh im Frühjahre ein, ehe das Vieh auf die Weide getrieben worden ist, so muß man untersuchen, wie es den Winter hindurch verpflegt, bewahrt, bewegt,

bewegt, in die freie Luft gelassen worden, oder was man in diesem Stück vernachläßiget hat.

Waren mehr Thiere, als man Futter für sie zur Nahrung hatte, so haben sie wahrscheinlicherweise nicht nur am Futter, sondern auch an Licht, an Luft, an nöthigem Raum, und an Bewegung Noth gelitten.

Findet sich das, so müssen die schlechtesten und überflüssigen abgeschaft werden: denen, die man behält, muß man mehr Futter geben; ihnen mehr Platz machen; die Thöre und Fenster im Stalle öfnen; die schmutzigen Oerter reinigen, und sie in den heissesten Stunden des Tages in reine und trockne Höfe jagen, so werden sie vor der Seuche bewahret.

Kömmt die Frühjahrseuche später, so muß man wohl untersuchen, ob die Thiere nicht zu früh auf die Weide getrieben wurden; wie das Gras, die Witterung, die Jahrszeit beschaffen ist; ob die Thiere nüchtern oder gefüttert auf die Weide gelassen worden sind; auf alles das muß man Achtung haben.

Sind in dem einen oder in dem andern Stück Fehler begangen worden, so müssen sie auf der Stelle verbessert werden, wenn anders die Thiere gesund erhalten werden sollen.

Entstehet die Seuche im Sommer, so müssen die Fehler untersucht werden, die man sowol im Winter als im Frühjahre begangen hat.

Die Witterung und das Verhalten in der vorhergegangenen und in der gegenwärtigen Zeit betrachten und die Ursachen wegschaffen, die zu Seuchen Gelegenheit geben. Ist die Hitze, die Dürre, der Mangel an Schatten, an Wasser, ꝛc. Schuld an der Plage, die herrscht, so sind Schatten, und Wasser, und Bäder, und kühle Luft, und öfteres Waschen des Körpers mit gesalzenem Eßigwasser, Arzneien wider die Pest. Man treibe das Vieh in der Nacht, und nicht bei Tage, wenigstens nicht während der Hitze, auf die Weide. Soll es bei Tage ausgetrieben werden, so treibe man es in schattigte Oerter im Wald.

Sind niedrige, nasse Weiden, Ueberschwemmungen, ausgebrochene Teiche, ꝛc. Schuld an dem herrschenden Uebel, so treibe man das Vieh auf Anhöhen, auf Hügel, auf Berge, oder man füttere es im Stall, wenn es erhalten werden soll.

Bei Herbstseuchen muß man Acht geben, wie der Sommer gewesen ist; ob die Seuche früh oder spät im Herbste zu wüthen anfängt.

Entste-

Entstehet das Uebel früh, so kommt es von der Witterung, von der Weide, von Ställen, von der Wartung des Viehes her, wie es im Sommer gehalten worden ist. Kömmts spät im Herbste, so können Nässe, Nebel, Reife, Frost, zu langes Austreiben Schuld an den Seuchen seyn, die in dieser Jahrszeit erscheinen.

Von der Ansteckung und dem Vertragen der Seuchen sage ich nichts, weil es eine Sache ist, von der die Leute viel reden, aber nur wenige etwas ächtes, etwas gewisses davon wissen; und weil es, verhältnißmäßig der Anzahl dieser Plagen, nur wenig ansteckende giebt.

So viel aber sage oder wiederhole ich, was ich im Eingange sagte, daß man bei allen Seuchen die Gesunden von den Kranken sorgfältig entfernen muß. Nebst diesem rathe ich in allen hitzigen und faulen Seuchen folgende einfache und wohlfeile Vorbeugungsmittel an:

Den Thieren, die noch gesund zu sein scheinen, gebe man so viel Steinsalz als möglich. Setze jedem Stück, so bald eine Seuche zu regieren anfängt, ein Haarseil (Eiterband) an die Brust, oder äusserlich an den Ort, wo sich innerlich im Leibe die Entzündung anzusetzen pflegt.

Man läßt ihnen das Band so lange unter der Haut, bis das Geschwür reine, weisse, nicht stinkende Materie seigt; läßt es den Thieren 14 Tage, 3 Wochen. Es ist zwar nicht in allen Fällen, doch ist es in den meisten das sicherste und beste Mittel, das in den Seuchen anzuwenden ist.

Von gleicher Würkung ist die Gill- oder Niesewurzel, wenn sie den Thieren vermittelst eines Stichs durch die Haut ins Fettgewebe gesteckt, und in eben die Oerter angebracht wird, wo die Schmiede Haarseile setzen, oder Leder stecken. Je mehr diese Mittel Geschwulst erregen, Jauche und Materie ziehen, desto besser ist es, wenn sie anders abfließen kann; nur müssen sie den magern Thieren nicht so lange gelassen werden, als den starken und fetten, weil ihnen sowol das Eiterband, als die Gillwurzel zu viel Säfte, und mit diesen zu viel Kraft benehmen.

Wenn diese Mittel keine Geschwulst erregen, keine Materie ziehen, sondern trocken und ohne Würkung in den Theilen liegen bleiben, ist es ein übles Zeichen, ein Zeichen, daß die

Empfin-

Empfindung im Körper stumpf, das Leben schwach und ohne Würkung ist.

In diesen Fällen rathe ich für die scheinbaren gesunden Thiere folgendes Mittel an:

Bittersalz, 1/2 Pfund; Roggenmehl 1 Pfund.

Mische alles wohl untereinander; mache mit lauem Wasser einen dicken Taig daraus, und streiche jedem Stück dreimal des Tags einen Kochlöffel voll auf die Zunge. Wollen es aber die Thiere nicht nehmen, dann löse früh und Abends einen guten Kochlöffel voll davon in einem großen Seidel abgekochter Heubrühe auf, und schütte den Trank den Thieren laulicht ein.

Dieses Mittel muß man so lange anwenden, bis die Thiere gelinde zu laxieren anfangen; dann aber aussetzen, sobald Laxieren erfolgt. Das, was man dabei zu beobachten hat, ist, daß die Thiere kein kaltes Wasser zum Trinken bekommen. Wer es thun kann, mische ihnen in jedes Trank eine Hand voll Mehl oder Kleie.

Ist der Körper gut gereinigt, dann bereite man folgendes Mittel:

Nehmet

Nehmet gepulverte Knoppern, Eicheln oder Eichenrinde, zwei Pfund; Steinsalz, harte Holzasche, von jedem zwei Pfund.

Mischet alles gut untereinander, und menget den Thieren unter jedes Futter eine Hand voll; diese Mittel werden besonders in faulartigen Seuchen gute Dienste leisten.

Bei neblichter, nasser Witterung ist folgendes Mittel anzuwenden:

Nehmet braunes Senfmehl 1 Pfund, Steinsalz 1 Pfund, Staubmehl oder Kleie 2 Pfund.

Mischet alles gut untereinander, und gebt jedem Stück eine halbe Stunde vor dem Früh- und Abendfutter eine Hand voll davon zu lecken. Nehmen es die Thiere, dann stoßet noch unter jede Hand voll Pulver einen Löffel voll Wachholder- oder Kronwettbeere.

Von den Eigenschaften der Schweine, und ihren vorzüglichsten Krankheiten.

Welchen Nutzen die Schweine für eine Wirthschaft haben, weis niemand besser als der Landmann; er kennt den Wohlgeschmack ihres Fleisches, und weis, was sie seinem Beutel eintragen. Ueber den Vortheil ihrer Erziehung habe ich daher nichts zu sagen; das aber will und muß ich sagen: welche Gattungen erzogen werden müssen, wenn diese Vortheile vermehrt, die Wirthschaft verbessert, und die Einkünfte erhöhet werden sollen.

In der Auswahl der Schweine, die zur Zucht bestimmt sind, müssen die Regeln beobachtet werden, die ich über die Auswahl des Hornviehes vorgeschrieben habe: immer die besten, die gesündesten, die stärksten, muß man wählen.

Nicht so viel auf ihre Farbe, als vielmehr auf die Art, von welcher sie abstammen, muß man sein Augenmerk richten; vorzüglich aber nach solchen trachten, die sich von andern durch Größe und gute Körpergestalt unterscheiden; diejenigen suchen, wenns möglich ist, die lang, breit-

breitseitig, kurz- und starkhälsig; die breitbrüstig, breit- und kurzbeinigt, munter und gefräßig, sind: nur diese sind ersprießlich, sind von wahrem Nutzen. Die kleinen, die matten und schwachen, gehören nicht zur Zucht; denn sie bringen ähnliche Jungen oder Krüppel hervor.

Mit den Halbnackenden, den Häßlichen und Ungestalten gehet es eben so; die einen und die andern erzeugen gleiche Jungen; besonders, wenn sie sich nicht mit andern belaufen.

Vor fünf Vierteljahren darf keine Begattung zugelassen werden, wenn anders aus den Jungen was Gutes werden soll.

Hat man Gelegenheit und Freiheit, die Schweine zu wilden Ebern zu lassen, so thue man es; denn dadurch werden die Arten verbessert, und gesunder Saame in die Ställe gebracht.

Anhaltende Nässe schadet den Schweinen wie den andern Thieren, wenn sie ausgetrieben, oder zu Hause nicht trocken gehalten werden; sie verfallen in Krankheiten, in Seuchen und Pesten, und gehen oft schaarenweise zu Grunde.

Aus diesem ist abzunehmen, wie sehr die sich irren, welche glauben, der Schweinstall sey der beste, der gesündeste, der am niedrigsten liegt, der am unreinsten von Innen und am schmutzigsten von Aussen ist. Die Schweine lieben die Reinlichkeit ihres Körpers so sehr, als andere Thiere; wenn sie sich im Kothe wälzen, geschiehet es nur, um sich entweder abzukühlen, oder die Haut von dem fetten Schmutze zu reinigen, der sich auf ihrer Oberfläche angelegt hat; so wie sie nur Fraßbegierde reizt, wenn sie in Aeckern oder Morästen wühlen.

Auch die trockne Hitze ist ihrer Gesundheit feind; besonders wenn sie langwierig und heftig ist. Selbst die Wilden kommen dabei um, wenn sie keine Lacken oder Moräste finden, oder keine Sümpfe antreffen.

Einerley Futter lange genossen, macht nach und nach die Thiere krank; vorzüglich dann, wenn sie kein Salz bekommen. Das nämliche geschieht, wenn sie übermästet werden; sie verfallen alsdann in Krankheiten, in den Grind, in die Borstenfäule; sie bekommen Ungeziefer; ihr Speck löst sich auf, und sie gehen entweder

an der Wassersucht, an der Schwindsucht, oder an einem andern Uebel zu Grunde, wenn sie nicht geschlachtet werden.

Dies wiederfährt hauptsächlich denjenigen, die wenig oder nie in die freie Luft kommen; die immer in ihrem Kothe liegen; die ihren Körper bei der grossen Hitze in keiner Lacke abkühlen, und ihre Haut von dem Schmutze befreien können, der sie juckt, kizelt, verdirbt, und deswegen die Thiere unaufhörlich belästigt.

In die Pfüzen und Gewässer müssen demnach die Thiere fleißig gelassen werden; man darf ihnen den Zutritt nicht verwehren; sie suchen sie aus Trieb; sie wälzen sich aus geheimen Befehl der Natur. Dergleichen Lacken, Pfüzen und Moräste schaden ihnen nicht; sie erhalten sie vielmehr gesund; sie erfrischen ihr Blut; sie stärken ihren Körper; sie reinigen die Haut; sie stillen das Jucken und Kizeln; sie vermehren die Lust zum Futter; sie befördern das Wachsthum und Gedeihen; sie machen das Fleisch schmackhafter, das Schmeer körniger, den Speck fester. Ohne Siehllacken gedeihen die Schweine eben so wenig, als Enten und Gänse ohne Wasser.

Die Krankheiten und Seuchen, die die Schweine am gewöhnlichsten ergreifen, sind folgende:

Der Grind und die Läuse.

Was diese zwei Uebel sind, brauche ich nicht zu beschreiben; jedermann kennt sie; sie haben ihren Sitz auf der Haut, und verrathen sich durch das beständige reiben und kratzen der Thiere, in und ausser dem Stalle; nur die Mittel will ich bekannt machen, welche dagegen gebraucht werden.

Vor allem muß man die Thiere in die freie Luft lassen, sie schwemmen und baden, auch das Wälzen im Kothe erlauben, besonders im Anfange, wenn das Uebel erst entstehet. Folgt keine Besserung, dann werden die unreinen Plätze ein paarmal des Tages mit scharfer Lauge gewaschen, und wenn sie trocken sind, kann folgende Salbe angewandt werden:

> Nehmet 3 Loth gepulverte Gill- oder schwarze Niesewurz, und vermenget sie mit 9 Loth Butter.

Man schmieret mit dieser Salbe die gründigen Flecken gut ein, und versperrt die Thiere wenigstens einen halben Tag in einem trocknen, doch lüftigen Stall, daß das Mittel wirken kann; nach dieser Zeit können die Kranken wieder freigelassen werden.

Ist es nothwendig, das Einschmieren zu wiederholen, welches daraus abzunehmen ist, wenn das Jucken und Kratzen nicht nachläßt, so ist es am besten, wenn es über den andern Tag geschieht, nachdem die Thiere vorher wieder mit Lauge gewaschen worden sind; will man aber die Schwefel- oder die Quecksilbersalbe gebrauchen, so muß man Achtung geben, daß die Quecksilbersalbe nicht zu oft gebraucht, und niemals zu dick aufgeschmiert werde.

Die Borstenfäule.

Die Borstenfäule entstehet selten allein; sie ist meistens eine Folge von der Auflösung des Specks, und giebt sich durch die blutigen Wurzeln, und durch das Ausfallen der Borsten zu erkennen.

Diese Krankheit gehet zwar langsam, sie ist aber viel gefährlicher für die Thiere, als der

Grind; meistens ergreift sie die Schweine, die wenig Bewegung haben, die selten aus den Ställen kommen, die lang, oder immer einerlei Futter genießen, oder die übermästet worden sind.

Bei Schweinen, die ausgetrieben, und sonst reinlich gehalten werden, entsteht diese Krankheit nie, oder doch nur äusserst selten; wenn man demnach die Thiere vor dem Uebel beschützen will, so müssen sie frische Luft erhalten, das Futter bisweilen wechseln; sie aber schlachten oder verkaufen, wenn sie in der Mast schlecht zu fressen anfangen; denn in diesem Fall ist von den Arzneien wenig oder gar keine Hülfe zu erwarten.

Ueberhaupt ist es leichter, dem Uebel vorzubeugen, als abzuhelfen, wenn es schon ausgebrochen ist; die Mittel dazu habe ich angegeben; die Natur der Thiere verlangt sie selber, man darf sie ihnen nur zulassen. Diejenigen, welche nebst diesen noch gute Würkung thun, sind: das unreife Obst; die Eicheln; die Buchecker; die Tränke von abgekochten Knoppern mit Salz vermischt; das reine Kalkwasser; das Alaunwasser, und die Eichenrinde von jungen

Bäumen oder Aesten. Diese Rinde kann man, wie die Knoppern, entweder abkochen, und den Trank davon die Schweine saufen lassen, denen die Borsten auszufallen anfangen, oder man stößt sie zu Pulver und mischt jedem halbkranken Stück täglich zweimal einen Löffel voll unter das Futter. (Es versteht sich, daß die Rinde vorher getrocknet werden muß.)

Alle diese Mittel nützen aber nur im Anfange der Borstenfäule, und auch da nur, wenn die Witterung gesund, die Ställe rein, trocken und lüftig sind, und die Thiere noch Lust zum Futter haben. Hat das Uebel schon überhand genommen, oder ist das Wetter anhaltend naß, feucht, dämpfig, die Ställe finster, schmutzig und dunstig; lassen die Thiere das Futter von einer Mahlzeit zur andern im Troge liegen, ohne viel davon zu verzehren; dann haben weder Arzneien noch Hülfsmittel Kraft, den Kranken das Leben zu erhalten.

Die Finnen.

Die Finnen entstehen nur bei den Schweinen. Die Anlage dazu liegt in der Natur.

Ich

Ich suche sie in einem Keime, den die Ferkel eben so, wie die Lämmer die Anlage zum Blasenbandwurme im Gehirn, von ihren Eltern erben.

Im Anfange sind sie verborgen; die Thiere, die daran leiden, geben kein Zeichen von irgend einer Krankheit zu erkennen; sie sind munter, gefräßig und dem Scheine nach vollkommen gesund; deswegen haben sie auch in der Zeit, von der ich hier rede, nämlich im Anfange, eben nicht viel zu bedeuten; wenn hingegen die Thiere nicht bald geschlachtet werden, oder dem Uebel nicht abgeholfen wird, dann geht es in eine Krankheit über, die den Speck verdirbt, das Fleisch und Fett anstößt, und beide eckelhaft macht.

Daher kommt es, daß Viele die Finnen der Schweine mit der Stiersucht oder den sogenannten Franzosen des Hornviehes vergleichen, und für die nämliche Krankheit ausgegeben haben. Obschon dieses ein Irrthum ist, so ist demungeachtet doch wahr, daß veraltete und überhandgenommene Finnen das Fleisch der Schweine unrein, wurmig, ungesund, und eben so eckelhaft machen, als die veraltete Stiersucht das Rindfleisch macht.

Neigung bekommen die Schweine zu den Finnen, so wie zur Borstenfäule, wenn sie lange einerlei Futter genießen; wenn es ihnen an frischer Luft, an reinem, gesundem Wasser, an hinreichender Bewegung mangelt; wenn sie lange in engen und kothigen Ställen, oder in sumpfigen Höfen liegen; wenn sie übermästet worden sind, oder an etwas Mangel gelitten haben, das ihre Gesundheit stützt.

Am gewöhnlichsten erscheint das Uebel im Mittelalter, weit seltner bricht es in der Jugend, und fast gar nicht im späten Alter aus.

Mittel wider die Finnen werden viele gerathen; die wahren aber sind diese, daß die Ursachen vermieden werden, die dazu Anlaß geben. Als Heilmittel wird der Genuß von Erbsen, von grünen und dürren Eicheln angerathen; das Steinsalz mit Asche und Kleie gegeben; der Trank von Lauge mit etwas Salmiak vermengt: das Spiesglaspulver: die Spiesglasleber zwei- oder dreimal des Tags zu einem Quintel gereicht, und noch viele andere Mittel gelobt; allein keines unter allen soll, nach der Versicherung erfahrner Schweinmäster, die Finnen besser und geschwinder vertreiben, als das

Küchenspühlig, welches in kupfernen Gefäßen gesammelt, und von einem Tage zum andern den Schweinen zum Trank gegeben wird.

Wer keine kupfernen Gefäße hat, das Spühlwasser aufzubewahren, der vermische gefeiltes Kupfer mit eben so viel Salz; lasse das Kupfer von dem Salz verzehren, und gebe davon den finnigen Schweinen täglich einen Eßlöffel voll unter ihr Futter oder in ihren Trank.

Der Durchbruch oder das Laxieren.

Der Durchbruch überfällt die Schweine meistens bei nassem und kaltem Wetter, folglich am gewöhnlichsten im Frühjahre oder im Herbste. Er ist bald nützlich, bald schädlich; bald befördert er die Gesundheit, bald den Tod. Wenn er die Thiere nicht schwächt, und die Lust zum Futter nicht benimmt, hat man nichts davon zu fürchten; er reinigt alsdann den Körper und macht die Thiere gesund. Das einzige, was geschehen muß, ist, die Kranken vor der Nässe zu schützen, vor der Kälte zu bewahren, und in trockene gut bestreute Ställe unterzubringen. Medizinen helfen dabei nichts.

Hält aber das Uebel zu lange an; nimmt es den Kranken die Kräfte, und mit diesen zugleich die Lust zum Futter, dann muß ihnen zweimal des Tags, das ist, früh und Abends, ein Löffel voll gepulverte Eicheln oder Linsen, mit einem halben Löffel voll gepulverter Jalappenwurzel und einer guten Hand voll nassem Schrot oder Kleie, zu fressen gegeben werden. Dieses Mittel muß man besonders anwenden, wenn der Koth, den die Thiere absetzen, sehr stinkt; man muß es so lange brauchen, bis sich der Gestank verliert, und die Thiere etwas munterer werden. Wenn dieses geschieht, und das Laxieren dennoch anhält, dann muß folgendes Pulver verfertiget werden:

Nehmet Eicheln oder Linsen 6 Hände voll.

Röstet sie, bis sie braun werden; stoßet sie recht fein, und vermischet sie mit zwei Händen voll gepulverter Eichenrinde, und eben so viel Bittersalz, und menget den Thieren einen Löffel voll davon unter das Futter. Doch muß dabei das, was ich oben gesagt habe, nicht ausser Acht gelassen werden, nämlich, daß man die Thiere vor der Kälte bewahrt und trocken hält.

Ohne

Ohne diese Vorsicht helfen die andern Mittel nichts, sondern der Durchbruch dauert fort, die Kranken fallen in die Ruhr und sterben.

Die Bräune, der Kropf, die Halsgeschwulst, oder das wilde Feuer.

Keine Krankheit ist für die Schweine so verheerend, als die Bräune, der Kropf oder die Halsentzündung. Man nennt sie das wilde Feuer, und verstehet darunter ein Uebel, das die Thiere geschwinde tödtet und keinem Hülfsmittel weicht.

Die Gegenwart dieses Uebels offenbaret sich gewöhnlich durch eine harte, schmerzhafte, hitzige Geschwulst, die oft nur den Hals allein, oft aber den Hals, den Kopf, die Brust und den Bauch einnimmt, die Kehle zusammenpreßt, das Odemholen hindert, und die Thiere in Kurzem erstickt.

Die Geschwulst ist rund, senkelförmig, ausgedehnt, und ihre Farbe bald hellroth, bald dunkelroth, bald schwarzroth, bald braun, bald bleifärbig, bald gefleckt, und bald streifig.

Keine geht in Materie über, und nur äusserst selten zertheilt sich eine; dies ist die Ursache, daß fast alle Kranke sterben.

Nebst der Geschwulst bemerkt man noch andere Erscheinungen. Man sieht, daß die Thiere mühsam Odem holen, keuchen, das Maul aufreissen, die Zunge vorstrecken, aus der Nase rozen, aus den Augen rinnen; daß der Gaume und die Zunge schwarzbraun, rothbraun, bleifärbig, und der Rüssel todtenfärbig aussehen: man nimmt wahr, daß die Thiere äusserst matt, äusserst traurig und ängstig sind; daß sie heftiges Fieber und große Hitze im Kopfe haben.

Am gemeinsten entsteht die Krankheit in nassen und kalten Sommern, und am öftesten bricht sie in den Oertern und Gegenden aus, die niedrig liegen. Aber auch in bessern Jahren und in höhern Gegenden erscheint sie; dies geschiehet hauptsächlich, wenn der Bergschnee spät, erst im Juny oder July, schmelzt, und die Thiere das Wasser davon trinken müssen. Doch ergreift sie selten alle Schweine, die im kranken Orte wohnen; manchmal fällt sie nur die Alten, manchmal die Jungen, manchmal die Mitteljährigen, die Geschnit-

Geschnittenen oder Ungeschnittenen, die Fetten oder die Magern, die Trächtigen oder die Säugenden, an. Auf diesen Umstand muß man seine ganze Aufmerksamkeit richten; er wird bisweilen mehr als alle Arzneien nützen; er wird zeigen, welchen die Krankheit am meisten zugesetzt, welche viel, und welche weniger von dem Uebel zu befürchten haben.

Auf die Würkung der Arzneien muß man in diesem Uebel überhaupt keine Rechnung machen, wenn es schon ausgebrochen ist; die Kranken können sie nicht nehmen, nicht verschlingen; und wenn sie sie auch nehmen, so sterben sie eher, als die Medizinen würken können.

Auch die äusserlichen Mittel, die man auf die Beule legt, machen nicht gesund; am allerwenigsten dann, wenn die Geschwulst geschwinde entstehet, und schleunig zu einem hohen Grad anwächst; wenn die Thiere vorher, ehe sie in die Seuche fielen, viel gelitten haben; wenn ihre Körper durch schlechte Pflege zu sehr verdorben worden sind; wenn ihr Blut nicht roth, sondern wässerig ist. Die Anstriche von Laim, Essig und Kampfer; die Umschläge von Brand-

wein,

wein, Essig und Kampfer; die Einschnitte durch die Haut mit dem Messer, die Haarseile und die Gill, und noch viele andere, die man für gut anpreißt, sind hier ohne Kraft, ohne Würkung, ohne Nutzen. Weit mehr gewinnt man, wenn man diejenigen Stücke zu erhalten sucht, die noch gesund zu sein scheinen. Ich will die Mittel an die Hand geben, die dabei behülflich sein werden.

Vors erste trachte man, mit der Ursache bekannt zu werden, die die Schweine krank macht. Ist es die große Hitze, so müssen sie in Schatten, in kühle, lüftige Ställe gebracht werden; man läßt sie baden, sich im Koth wälzen, und nur in den kühlen Stunden treibt man sie aus. Ist es aber die Nässe, die ihnen die Seuche verursacht; oder sind es die kalten Nordwinde, dann müssen die Thiere in warmen und trocknen Ställen gehalten werden — und sind andere Ursachen an dem Uebel Schuld, dann muß man sich eben so bemühen, sie auszurotten, zu verändern, oder zu verbessern. Zum andern ist es nothwendig, daß, sobald ein Stück krank wird, die übrigen sogleich aus dem Stalle entfernt, und in einen andern Stall oder Ort untergebracht

wer-

werden. Zum dritten muß jedem Stück täglich zweimal ein kleiner Eßlöffel voll Steinsalz, mit einem Quintel Alaun, und einer oder ein paar Hände voll Schrot, Kleie oder Mehl vermischt, zu verzehren gegeben werden.

Oder man nimmt statt des Alauns feingestossene Eichenrinde, Knoppern oder Eicheln, einen halben Löffel voll: oder anstatt dieser eben so viel von der Färberröthe.

Oder man pulvert ungelöschten Kalk, z. B. 1 Pfund, mischet ihn mit 1 Pfund fetter Laim- oder Thonerde, und 1/2 Pfund Saliter, und gebe jedem Stück täglich drei Eßlöffel voll davon.

Auch die harte Holzasche ist gut, wenn man sie Hände voll weise unter das Trinkwasser oder unter das Futter mengt.

Doch werden alle diese Mittel nur nützen, wenn die Ursachen verändert, verbessert oder entfernt werden, welche die Seuche erregen; denn Arzneien können nur etwas, aber nicht alles thun: sie sind nur Hülfsmittel zum Theil, aber nicht im Ganzen.